This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

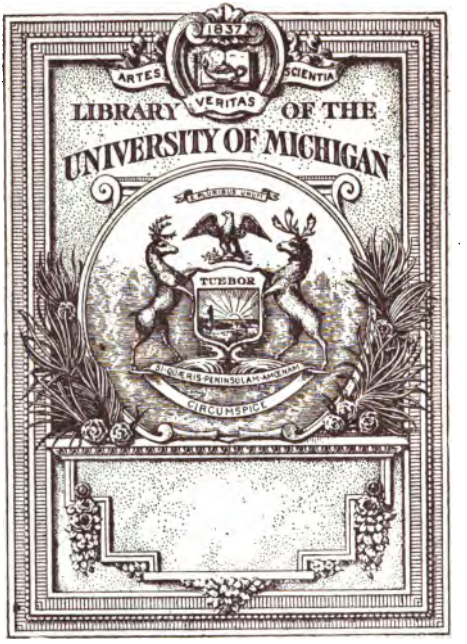
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 965,382

Marie v. Ebner-Eschenbach

Meine Erinnerungen an Grillparzer


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Marie von Ebner-Eschenbach

Meine Erinnerungen an Grillparzer

Aus einem zeitlosen Tagebuch

Freifrau, 1830-1916
Marie von Ebner-Eschenbach.

Meine Erinnerungen an Grillparzer

Aus einem zeitlosen Tagebuch

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1916

Alle Rechte,
vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Copyright 1916 by Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) Berlin.

19 MAY 20 EHW

Meine Erinnerungen an Grillparzer

Herrn Hofrat Professor Doktor

August Sauer

in tiefster, wärmster Verehrung.

350375

Meine Erinnerungen an Grillparzer

Daß Andere Dinge tun, die uns ganz unbegreiflich erſcheinen, darüber wundert und — tröſtet man ſich. Aber ſelbſt einmal etwas getan haben, das wir heute unbegreiflich, verwegen und lächerlich finden, das iſt eine Quelle beſtändiger Pein.

Ich weiß das aus Erfahrung. Wie war's möglich? Wie haſt du es nur tun können? frage ich mich, und ſo uralt ich bin, ſteigt mir die Schamröte ins Geſicht.

Iſt es eine bei einer Frau im reifen Alter, die ich zu Anfang der ſechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts doch ſchon war, unerhörte Naivität geweſen oder die ungeheure Überſchätzung eines eben geborenen papierenen Kindes, genug, es iſt geſchehen: ich habe Grillparzer, den ich erſt vor kurzem perſönlich kennen gelernt hatte, gefragt: „Herr Hofrat, darf ich Ihnen ein Theaterſtück, das ich geſchrieben habe, vorleſen?"

Ob er ein Zeichen des Unwillens gegeben, ob er mich nur erſtaunt angeſehen hat, weiß ich nicht mehr. Aber die Erlaubnis, vorzuleſen, erhielt ich und erſchien

denn auch schon am folgenden Tage mit meinem Manuskript.

Und nun, nicht um einen Hauch weniger deutlich als damals, sehe ich ihn vor mir am Schreibtisch sitzen, klein und schmal in seinem alten Lehnsessel mit dem Rücken gegen das Fenster. In seinem ehrwürdigen Gesicht alle Zeichen überstandener Leiden, einer schmerzvollen Ergebung. Mit ein paar gütigen Worten hatte er mich ermutigt, anzufangen, und ich las und las und wagte kein einziges Mal, ihn fragend anzusehen. Er hatte ein blaues Taschentuch in seinen feinen, schlanken Händen, mit dem er sich fortwährend beschäftigte, das er auf den Schoß legte, entfaltete, zusammenknüllte, wieder entfaltete. Und gerade nur bis zu diesem Taschentuch erhoben sich manchmal meine Augen. Aber mein Herz schwoll vor Entzücken, wenn er von Zeit zu Zeit „gut“ oder sogar „sehr gut“ sagte. Mehr als einmal fragte ich, ob ich ihn nicht ermüde und aufhören solle. Nein, er wollte das Ganze hören. Am Schluß schlug er einige geringe Veränderungen vor, fällte aber ein Urteil über die Arbeit nicht.

Mit sehr gemischten Gefühlen trat ich den Heimweg an. Sehr bald aber gab es keine Mischung mehr.

Die Reue über das Wagnis, das ich unternommen hatte, stellte sich nicht langsam ein, sie kam plötzlich, stürzte über mich her wie ein wildes Tier über einen träumend Dahinwandelnden. Grillparzer hat mein Stück gewiß miserabel gefunden, und es ist ja miserabel. Wie konnte ich darüber in Zweifel sein? . . . Ich weiß, daß ich jeden Bettler, dem ich begegnete, um sein gutes Bewußtsein beneidete. Ihm wäre es doch nicht eingefallen, dem größten jetzt lebenden Dichter ein selbstverfaßtes Drama vorzulesen.

Große Menschen, die größten, Goethe an der Spitze, haben gegen die Reue geeifert. Dennoch wage ich meine kleine Stimme zu erheben und zu sagen: Heil dem Herzen, das sie empfinden kann! Ist eine Wendung vom Unrechten zum Rechten denkbar ohne vorhergegangene Reue? Was mich betrifft, unter den vielen Anfällen dieses unschätzbaren Übels, die ich je erlitten, hat der über mein Vorleseattentat auf Grillparzer besonders gute Früchte getragen. Nie mehr ist es mir eingefallen, seine Teilnahme für eine meiner Arbeiten anzurufen, und er wußte, daß es aus Ehrfurcht und Schonung geschah.

Die Zahl der Strebenden, die ſich an ihn herandrängten und von denen jeder zu ſeinem berufenſten Nachfolger erklärt werden wollte, war groß, und ſeine Nachſicht, ſeine Scheu, wehzutun, war unermeßlich. Wenn man ihm dann die üblen Folgen dieſer Nachſicht vorhielt, wurde er ärgerlich: „No ja, wenn ich einem nicht grad geſagt habe: ‚Sie ſind ein Eſel!‘, rennt er herum und erzählt, ich hätt ihn gelobt.“

In ſeiner Güte fühlte er ſich von Zeit zu Zeit bewogen, mich zu fragen, was ich denn jetzt arbeite, gab ſich aber ſtets mit einer ausweichenden Antwort zufrieden.

Ich erinnere mich, ihm einmal erwidert zu haben: „Weiß nicht, weiß ſelbſt nicht, vielleicht eine Novelle. Einige meiner Freunde behaupten, ich hätte mehr Talent zur Novelle als zum Drama.“

Er lächelte. Wie gern ſah ich dieſes ganz einzige, halb mitleidige, halb ſarkaſtiſche Lächeln auf ſeinem teuren, tiefernſten Angeſicht!

„Ja, ja. Aus Ihrer alten Haut möchten Sie heraus und wiſſen noch nicht, in welche Sie hineinkriechen ſollen.“

Beſuche anzumelden war nicht Brauch im Hauſe Fröhlich. Die vortreffliche Jungfrau Suſanne Kirſch,

„der Edelſtein“ genannt, Köchin und Pförtnerin, öffnete die Tür und hat mich nie anders begrüßt als mit einem Lächeln, das von einem Ohr zum andern ſchwebte. Sie deutete freundlich nach rechts, wenn ich fragte: „Iſt der Herr Hofrat —?“, und nach links, wenn ich fragte: „Sind die Damen zu Hauſe?“

Wie bei ihm, hatte meine Freundin Baronin Knorr mich auch bei ihnen eingeführt, und ſie beſuchen zu dürfen, war mir ein Glück.

Ein kleines Vorzimmer bildete den Eingang zu ihrem Bereich, in dem eine faſt klöſterliche Einfachheit herrſchte, in dem man ſich aber von einem Reichtum umgeben fühlte, den höchſte irdiſche Pracht und Herrlichkeit nicht verleihen können. Man war verſetzt in eine Atmoſphäre des Wohlwollens, der Güte, des regſten geiſtigen Lebens, und hatte beim Anblick des ſchlichten Raumes und ſeiner lieben alten Bewohnerinnen den Eindruck eines nachgedunkelten Gemäldes, in dem das Auge des Verſtändniſſes und der Liebe noch deutlich erkennen konnte, wie hell ſeine Farbentöne einſt geweſen und wie anmutig und hold ſeine Geſtalten. Die drei Schweſtern in ihrer übereinfachen Kleidung erſchienen mir wie Prieſterinnen, denen ich voll Ehrfurcht nahte.

Sie ſahen ja meinen abgöttiſch verehrten Dichter täglich, verkehrten mit ihm, ſie ſagten: „Der Grillparzer“, wenn ſie von ihm ſprachen. Es geſchah offen und herzlich, ſie wußten ja, daß mein Intereſſe für jedes Wort und jede Kunde von ihm der tiefſten Bewunderung und Begeiſterung entſprang.

Am liebſten faſt hörte ich Anna, die älteſte der Schweſtern, erzählen. Sie redete geſcheit, gut und gern, ohne eine Spur von Geſchwätzigkeit, ſo recht aus der Fülle lebendiger Erinnerungen, wie ein Reicher, der viel gibt und noch mehr zu geben hätte. Irgend etwas zu beſchönigen, fiel ihr nicht ein, ebenſowenig aber zu tadeln; ſie ſprach von den vielen Wunderlichkeiten des Dichters beinah ſo liebevoll wie von ſeinen großen Eigenſchaften. Das ſchwere Blut hatte er von ſeiner Mutter geerbt, das war ſein Unglück, unter dem er litt und leiden machte. Ein Meiſter der Selbſtquälerei, zerpflückte er eine der kleinen Freudenblüten, die ihm noch geblieben waren, nach der andern.

Was die Muſik ihm bedeutete, weiß jeder, der den „rhythmiſchen Zauber“ ſeiner Verſe empfunden hat. „Die Muſik der älteren Zeit, das iſt für mich nicht Muſik, in ihr liegt mein Leben, in ihr rauſcht meine

Jugend", sind seine eignen Worte. Die Musik hatte ihn mit den Schwestern Fröhlich zusammengeführt. Durch Anna und Josephine, beide hochgeschätzte Gesangs- und Klavierlehrerinnen, hatte er Schuberts Lieder kennen gelernt. Er war ein guter Klavierspieler, phantasierte mit sehr viel Talent. Vor einigen Jahren noch hatte es ihm Vergnügen gemacht, täglich eine Stunde mit Anna zu musizieren. Sie kam zu ihm herüber, und sie spielten vierhändig Symphonien von Haydn, Beethoven, Mozart. Einmal nun hatte sie wie gewöhnlich Platz genommen am Klavier, Noten aufgelegt und wartete. Grillparzer blieb an seinem Schreibtisch sitzen, rührte sich nicht, und als sie endlich fragte: „Nun, ist's heute nichts, wird nicht gespielt?", schüttelte er den Kopf: „Heute nicht und überhaupt nicht mehr." — „Ja, um Gottes willen, warum denn nicht?" — „Meine Finger sind steif geworden, es geht nicht mehr." — „Und gestern ist's doch noch gegangen. Was Ihnen nur einfallt, Grillparzer!"

Sie lachte ihn aus, wurde im Scherz böse und auch im Ernst, bat innigst, inständigst, doch nicht einer Laune nachzugeben. Schad um jedes Wort. Er hat seine Hände nie wieder aufs Klavier gelegt.

Es war aus von einem Tag zum andern und für immer.

So vergrub er vorzeitig ein Talent, dem er noch manche schöne Stunde hätte verdanken können. Aber das ist der ganze Grillparzer: Der Reichtum im Ausüben einer Kunst hat abgenommen, und auf die Überbleibsel legt er keinen Wert. Nicht anders hält er's mit der Poesie, und ohne die Dazwischenkunft der drei Getreuen wären uns viele seiner geflügelten Worte vorenthalten worden.

Es ist seine Gewohnheit, beim Frühstück allerlei Verse auf Papierschnitzel zu kritzeln, die er jämmerlich zerknüllt und auf das Kaffeebrett wirft. Die Verse haben einer momentanen Stimmung Ausdruck gegeben, ihre Aufgabe ist erfüllt, nun fort mit ihnen. Aber Susanne legt die dem Untergang Geweihten in die Hände ihrer Gebieterinnen; sie werden entfaltet, gelesen, geordnet. Wenn eine hübsche Anzahl beisammen ist, lernt Anna sie auswendig, geht zu Grillparzer hinüber, stellt sich in Positur und spricht: „Der kleine Deklamator ist da."

Vielen Dank erntet sie für ihren Vortrag nicht, meistens heißt es: „Schon gut, schon gut. Sei'n S' noch nit fertig?"

Aber ein Befehl, die kleinen Dichtungen geheimzuhalten, wurde nicht gegeben, sie dürfen Freunden mitgeteilt werden, und viele von ihnen haben schon bald nach ihrem Entstehen eine Wanderung durch ganz Wien angetreten.

Durch ein schmales Gelaß, in dem zwei Reihen dicht angefüllter Bücherschränke standen, gelangte man in Grillparzers Wohnzimmer. Es war geräumig, bildete ein regelmäßiges Viereck und hatte zwei Fenster, die in die Spiegelgasse sahen. An der linken Wand stand das mit einem dunkelgeblümten Rahmenüberzug bedeckte Bett, und an derselben Seite, in der Nähe des Fensters, schräg ins Zimmer hineingerückt, der große Schreibtisch, *vor* dem ich Grillparzer nie schreibend getroffen habe, immer nur *neben* ihm, lesend, zurückgelehnt in seinem bequemen Lehnsessel. Der Aufsatz des Schreibtisches trug eine Reihe meist alter Bücher und eine Damenuhr in einem kleinen Gestell, ein Wiener Spindelührchen aus den Jahren zwischen 1830 und 1840. Wie kommst du hierher, du einziger Luxusgegenstand, in diese Klause eines Bedürfnislosen? Aus Frauenhand vielleicht? Sollst du im leisen

Vorwärtseilen an eine Stunde erinnern, schöner als alle, die du noch anzeigen kannst? So habe ich sie oft dringend gefragt. Aber auf Gedankenfragen geben Uhren selbst ihrer treuesten Liebhaberin keine Antwort.

An der Wand rechts, unter einem Stiche des schönen Bildes Jenny Linds von Magnus, trauerte seit Jahren schon der verstummte Flügel. Derselbe, auf dem der Dichter vor längst entschwundener Zeit mit seiner musikalisch hochbegabten Mutter Tondichtungen großer Meister gespielt, selbst schaffend, während er ihre Schöpfungen genoß. Da war es auch, daß seine größte Dichtung, die dem Werden entgegenstrebte, „Das goldene Vlies", Gestalt gewann; „die Gedanken-Embryonen verschwammen mit den Tönen in ein nicht beschreibbares Ganzes," heißt es in seiner Selbstbiographie.

An der Wand, den Fenstern gegenüber, lehnte in dunkler Bescheidenheit ein kleines Sofa, im Halbkreis umgeben von seinen Angehörigen, einigen Stühlen und einem schmalen Tische, dem Frühstückstische. Da trank Grillparzer den Kaffee, den er sich selbst bereitete, da schärfte er seine Epigrammenpfeile. Die Morgenstunde war ihm stets die fruchtreichste gewesen und

trug ihm jetzt noch manchen Gedanken ein, der ihn und seine Zeit und wohl manche folgende überleben wird.

Fräulein Kathi hatte mir zwar versichert, daß Grillparzer meine unberufene Vorleserei nicht übelgenommen habe, aber dennoch ließ ich längere Zeit vergehen, bevor ich es wagte, abermals an seine Tür zu klopfen.

„Herr Hofrat, darf ich kommen?" Keine Antwort. Er war so versunken in das Lesen eines Buches, daß er meine Frage überhörte. Ich wiederholte sie, an der Tür stehenbleibend. Da fuhr er auf, förmlich erschrocken, und ich dachte bestürzt: Bravo, ein neues Unglück, ich habe ihn gestört!

„Verzeihen Sie mir nur, Herr Hofrat . . ."

„Nichts zu verzeihen," sagte er freundlich. „Setzen Sie sich." Er deutete auf einen Stuhl, der ihm gegenüber an der Seite des Schreibtisches stand. „Ich werde Ihnen etwas vorlesen, aus diesem Buche, aus Lope de Vega."

„Ach, Herr Hofrat, ich Unglückliche verstehe kein Wort Spanisch." — „Das macht nichts. Hören Sie zu wie einer Musik, hören Sie nur die Melodie dieser

Verſe.“ Er begann zu leſen und las lange, und es war eine Wonne. Weich und beſtrickend, leidenſchaftlich, ergreifend drang die Melodie der Dichterworte an mein Ohr, ein geſprochener Geſang. Und während der greiſe Poet vorlas, breitete ſich über ſein Geſicht, in das vom Leben ſo tiefe Furchen eingeprägt worden, ein lichter Schein des innigſten Entzückens, ein Ausdruck ſeligen Genießens des fremden Kunſtwerks, wie es nur den ergreifen und erfüllen kann, der ſelbſt ein Schöpfer iſt und auch im Nachempfinden ſchöpferiſch.

In meinem hohen Alter halte ich gern Umſchau nach den glücklichen Stunden, die das Schickſal mir gegönnt hat, und zähle dann die Stunde, in der mir Grillparzer in einer mir fremden Sprache eine Szene aus einem mir fremden Drama vorlas, zu meinen weihevollſten und ſchönſten.

Am Ende legte er das Buch auf den Schreibtiſch, preßte die Hand darauf und ſagte ganz durchdrungen: „Alles, was ich geſchrieben habe, gäbe ich um dieſe einzige Szene.“

Ich war ſo frei, zu bezweifeln, daß dieſer Handel ſehr vorteilhaft für ihn wäre, und meinte ſogar: „Wer weiß, ob Lope de Vega nicht ſagen würde, wenn er

noch etwas ſagen könnte: Alle meine ſiebenhundert Komödien gäbe ich um den erſten Aufzug des ‚Ottokar.‘“

Grillparzer machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, in der das blaue Taſchentuch wieder fähnchenartig flatterte: „Ach was — der ‚Ottokar‘. Ich hör, daß der Wagner ihn gut geben ſoll und daß viel applaudiert wird. Der Anſchütz hat ihn auch gut gegeben, und die Leute haben gelärmt und gejubelt. Aber mir war ſchon alle Luſt an Arbeiten dieſer Art genommen worden. Von dem halben Dutzend Stücke aus unſrer Geſchichte, die mir im Kopf herumgegangen ſind, hab ich kein einziges mehr aufgeſchrieben. Wiſſen Sie denn, wie das geweſen iſt mit dieſem Premysliden, zu dem mir der Stoff gleichſam mit beiden offenen Händen entgegengekommen war?“

Er begann zu erzählen.

Was wir heute wiſſen von dem Schickſal, das „König Ottokars Glück und Ende“ vor und nach ſeiner Aufführung auf dem Burgtheater erfahren, war damals teils nur wenigen bekannt, teils vergeſſen. Die „Selbſtbiographie“ Grillparzers lag noch eingeſchloſſen in ſeinem Schreibtiſch, die Literaturgeſchichte hatte noch nicht hineingeleuchtet in das Dunkel von Torheit und

Böswilligkeit, das dem Dichter die Freude an seinem Werke verdarb und ihn einen Sieg als Niederlage empfinden ließ.

Ich hörte das alles zum ersten Male, hörte es aus seinem Munde, war ergriffen, erschüttert, empört. In ihm wirkten die zahllosen Bitternisse, die er erlitten hatte, lebendig nach, aber in seine Anklagen mischten sich allmählich Selbstanklagen. Einen Teil der Ursachen seines Mißgeschicks lud er seinen eigenen Schultern auf, schob sie auch auf Fehler, die seinem Werk anhafteten, stellte sie ins schärfste Licht und verurteilte sie schonungslos. Den Schlußakkord seiner Schmerzenslieder bildete dann das halb trostlose, halb versöhnliche: „Sei's!", das mich immer mit tiefer Rührung erfüllt hat.

Nach und nach wurde er beinah heiter und erzählte sogar eine Anekdote:

Am Tage der ersten Aufführung des „Ottokar" war das Stück auch im Druck erschienen. Man wußte, daß die Zensur es erst nach zwei Jahren, auf speziellen Wunsch der Kaiserin Karolina Augusta, freigegeben hatte, die Neugier war aufs höchste gespannt, und es wurden zwischen Morgen und Abend neunhundert

Exemplare abgeſetzt. Auf dieſer Höhe konnte das Intereſſe ſich natürlich nicht lang erhalten, aber auch ſpäter gab es noch Leute, die das Stück gern leſen wollten, wenn ſie nur gewußt hätten, wie man ſich's verſchaffen kann.

Grillparzer war vor mehreren Jahren in einer Geſellſchaft einem alten ariſtokratiſchen Würdenträger, einem herzensguten Mann, vorgeſtellt worden, der für einen beſonderen Freund der Literatur galt. Er freute ſich ſehr, den Dichter kennen zu lernen, reichte ihm die Hand und ſagte: „Unſer berühmter Poet! . . . Iſt mir ein Vergnügen, ja, ja . . . Habe alle Ihre Stücke geſehen und geleſen, ja, ja! — auch geleſen — nur den ‚Ottokar', den konnt ich nie zu leihen bekommen."

Einmal fand ich den Dichter in übelſter Laune an ſeinem Schreibtiſch ſtehend. Er hatte ſich beim Raſieren in den Zeigefinger der linken Hand geſchnitten, und Kathi Fröhlich war damit beſchäftigt, die kleine Wunde zu verbinden. Grillparzer erſchwerte ihr dieſe Aufgabe außerordentlich, mahnte zur Eile, fuchtelte mit dem bleſſierten Finger hin und her. Kathi ſagte nur: „Aber, Grillparzer, ſet'n S' doch ruhig!", und wickelte an

dem kleinen Verband und knüpfte an ihrem Zwirnfaden. Sie war sehr ärgerlich, doch mir fiel auf, daß sie während der ganzen Prozedur, die eine Weile dauerte und auch für mich etwas peinlich war, kein einziges Mal nach mir hinsah, mich nicht mit einem einzigen Blicke zum Zeugen der Unausstehlichkeit anrief, die unser vielgeliebter Dichter bei einer geringfügigen Gelegenheit zu entfalten imstande war.

Sehr wenig Frauen hätten sich diese Genugtuung versagt. An sie kam offenbar nicht einmal die Versuchung dazu heran, und das war schön und nobel und flößte mir Bewunderung ein.

Überhaupt warf das unbedeutende Erlebnis ein Streiflicht auf die Beziehungen dieser beiden. Er, verletzt infolge eigener Ungeschicklichkeit, sie, hilfreich und fürsorglich und zum Dank unwillig angebrummt. Ein kleiner böser Zufall vermochte ihn zu verstimmen und widerwärtig zu machen gegen seine Umgebung. Seine Empfindlichkeit war eben beispiellos, ihm tat, was weh tut, ganz besonders weh, und schlimmer noch als mit physischen ging es mit moralischen Leiden. Ihnen standen alle Pforten seiner Seele offen, ungehindert stürmten sie hinein, brannten, wühlten, und ihre

Spuren verwischten sich nie. Die Freude und das Glück hingegen konnten ihm nur langsam nahen, denn er verstand es meisterlich, ihnen auf jede Weise den Weg zu kreuzen, zu verlegen. Wenn sie aber trotz allem doch anlangten, da waren und nicht wegzuleugnen, dann wußte er wenigstens irgendein Übles an ihnen zu entdecken, einen Mangel an Lieb' und Güte, einen Stachel im Lorbeerkranz, einen Tropfen Gift im Labetrunk des Ruhmes.

Von der Nachhaltigkeit, mit der ein peinlicher Eindruck auf ihn wirkte, hat Betty Paoli mir erzählt.

Zur Zeit, als Grillparzer noch Gesellschaften besuchte — es war lange her —, fand er sich auch manchmal im Hause Frau von Fleischls ein, wo Betty Paoli, wie ein Familienmitglied aufgenommen, lebte. Im Auftrag ihrer Freundin hatte sie ihn zu einem Abend gebeten, an dem Friedrich Halm einem kleinen Kreise Auserlesener seine letzte Arbeit, ein episches Gedicht, vorlesen wollte. Dabei legte er natürlich den größten Wert auf Grillparzers Anwesenheit, und Betty Paoli war hoch erfreut, mitteilen zu können, daß er die Einladung annehme und kommen werde.

Halms Gedicht hieß „Die Brautnacht", und den

Stoff dazu hatte ihm eine Begebenheit geboten, die ſich einſt in Genua zugetragen.

Halms Dichtung wurde eingeleitet durch eine meiſterliche Schilderung in hellklingenden Verſen.

Die Vermählung der ſchönen, jungen Orſini mit einem Sohne des Hauſes Doria iſt glanz- und prunkvoll begangen worden. Die Neuvermählten treten aus der Kirche, vom Jubel Tauſender begrüßt. Rauſchende Feſtlichkeiten füllen den Tag aus, am Abend endlich bleibt das junge Paar allein. Zwei ſelige Menſchen halten einander umſchlungen und preiſen ihr Geſchick. Nicht ein Glück von kurzen Tagen iſt ihnen geſchenkt — vor ihnen liegt ein ganzes reiches Leben, eine ganze ſonnige Zukunft. Unter Küſſen und Koſen kommt der jungen Frau ein kindiſcher Einfall. Sie will noch ſpielen, erhaſcht, gefangen werden. „Gute Nacht!“ ruft ſie lachend und enteilt. Und er geht ein auf ihre mutwillige Laune, gewährt ihr einen Vorſprung und folgt ihr dann nach. Spähend durchſchreitet er die lange Zimmerreihe, betritt das Brautgemach — es iſt leer. Nun ergreift es ihn: Sie betet in der Kapelle! Er eilt dahin und findet auch hier alles öde und totenſtill. Sein Unmut wallt auf, bald auch ein qualvolles

Bangen ... Er scheucht die Diener aus dem Schlafe; man sucht, man ruft — allumsonst. Der Tag bricht an, vergeht, ein zweiter ... Sie ist verschwunden, verflogen wie eine Lichterscheinung. In Nähe und Ferne werden Boten ausgesandt, Kundschafter nach allen Weltgegenden, keine Spur von ihr wird entdeckt. Der letzte Hoffnungsschimmer ist erloschen, verzweifelt verläßt Doria seine Heimat, nimmt Kriegsdienste und findet, den er sucht, in der Schlacht — den Tod.

Jahre und Jahre vergehen. Neue Generationen blühen auf; nur noch Sage sind ihnen Glück und Leid der alten. Und wieder soll im Palast Orsini eine Vermählung gefeiert werden. Ein junges Brautpaar durchwandert die Räume, in denen es hausen wird, wählt, bestimmt, ordnet an. Da ist, anstoßend an das Schlafgemach, ein Erker, ein hübscher Raum, der verdient geschmückt zu werden; nur beengt ihn eine große alte Truhe, und die muß fort. Sie wird gerückt, der Deckel verschoben, Schloß und Klammern lösen sich aus dem morschen Holz, er birst, und den Augen der Umstehenden zeigt sich ein Gerippe, und —:

Auf dem Scheitel ruht im blonden Haar
Ein Myrtenkranz, zerstäubend im Berühren,

Geſchmeide, die Orſinis Wappen führen,
Nehmt funkelnd um den Knochenarm ihr wahr.
Was glänzt am Finger? Iſt's des Traurings
Schimmern?

Er iſt es, und es iſt die einſt rätſelhaft verſchwundene Braut ...

... Und dies iſt ihr Sarg.
Sie dachte nicht ſo lang darin zu liegen.
Als ſchelmiſch lächelnd ſie hineingeſtiegen
Und neckend drin ſich vor dem Gatten barg.

Der ſchwere Deckel war, ihrer Hand entſchlüpft, ins Schloß gefallen, und ſie lag begraben in dem dunklen Schrein.

Halm hatte, noch warm von „des Schaffens Luſt und Qual", ſein Gedicht mit verhaltener Empfindung, ergreifend vorgeleſen. Das Publikum, in äußerſte Spannung verſetzt und tief erſchüttert, brachte ihm begeiſterte Huldigungen dar. Nur der eine, an deſſen geringſtem Wort der Zuſtimmung mehr gelegen hätte, als an dem Enthuſiasmus der ganzen Geſellſchaft — ſchwieg. Grillparzer ſaß finſter und ſchweigend da, nahm nicht mehr teil am Geſpräch und war einer der erſten, die ſich empfahlen.

Als Fräulein Paoli ihn bald darauf beſuchte, klagte er bitter über Halm. Eine Vorſtellung, die man um

jeden Preis von sich abwehren möchte, die Vorstellung einer lieben, jungen, in einer Kiste begrabenen Frau, hat er festgehalten, mit schönen Versen unsrer Erinnerung eingepreßt. Das war in Grillparzers Augen unverzeihlich, eine Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst.

Er hat Ida von Fleischl hochgeschätzt, ihren hellen, klaren Verstand bewundert, sich immer gefreut, wenn sie ihn besuchte, aber die Erinnerung an den peinlichen Eindruck, den er in ihrem Hause empfangen, hielt ihn davon ab, es je wieder zu betreten.

Von allen Bildern Grillparzers, die ich kenne, ruft mir nur eins den vollen Eindruck seiner Persönlichkeit hervor; es ist das Aquarellporträt, das Daffinger von ihm gemalt und das ihn in jungen Mannesjahren darstellt. Der Künstler hat seinem Werke das Unvergängliche, die Seele, eingehaucht, sie lebt in diesem Ebenbilde aus längst vergangener Zeit.

Die Statue, die den Mittelpunkt des schönen Hemicykles im Volksgarten bildet, gleicht mehr als dem Dichter selbst seinem Vetter, dem Präsidenten Freiherrn von Rizy. Es bestand viel Ähnlichkeit

zwiſchen beiden, doch war das Geſicht des Freiherrn ſchmaler, mehr in die Länge gezogen. Als ich den Dichter perſönlich kennen lernte, war er ein Greis. Die Geſtalt, klein, ſchmächtig, etwas zur Seite geneigt, ſchien ſchwer zu tragen an dem mächtigen Haupte, auf dem die reichen weißen Haare ſich noch leicht und fein wellten. Die Stirn prachtvoll, breit und klar und wie umwoben von den Geiſtern großer Gedanken, größerer vielleicht noch als die, die der Unſtern, der über ihm gewaltet hatte, ſich ausgeſtalten ließ, Gedanken auch einer wahrhaft genialen Selbſtquälerei und vielleicht nie ausgeſprochener Reue über verſäumtes Glück. Ich ſehe jedem Schmerz bis auf den Grund, ſagte der Blick der blaugrauen, von ſtarken Brauen überſchatteten Augen; es lag in ihnen etwas ſchwermütig Mildes, der Ausdruck einer Weisheit, die alles begreift und alles verzeiht. Doch konnten aus ihnen auch Funken einer ſchalkhaften Heiterkeit ſprühen, die hinreißend wirkte. Die Naſe war kräftig und wohlgeformt, und längs ihrer Flügel zog ſich zu der Unterlippe hin, wie erbarmungslos von grauſamer Hand eingeſchnitten, die ſogenannte Kummerfalte. Was dieſer Mann gelitten hatte, verriet am ergreifendſten

der auch im Schweigen beredte Mund, mit ſeinen ſo deutlichen Spuren verbiſſener Schmerzen und niedergezwungenen Ingrimms.

Wie viele bittere und ätzende Worte waren über dieſe Lippen gekommen, bevor ſie ihr typiſch gewordenes „Sei's!“ oder „In Gottes Namen!“ ausſprechen lernten!

Laube meint, Grillparzer hätte von Hauſe aus den Tod im Herzen gehabt, ſei verſchloſſen geweſen auf der Sonnenſeite. Nun, wenn die Sonne nur recht hell und warm geſchienen hätte, ſie würde die Scheidewand durchleuchtet haben, die gegen ein reines Glücksgefühl in ihm errichtet war. Aber jede rauhe Berührung ſo peinlich empfinden wie er, vom erſten Schritt auf ſeinem Wege, trotz allem Erfolg und allen Triumphen, in falſches Licht geſtellt ſein wie er, immer mißverſtanden, immer gebeugt werden unter ein unerträgliches Joch, das hieß für ihn ringen, dulden und endlich — verzichten.

Die Geſchichte ſeines Martyriums ſtand auf ſeinem Antlitz geſchrieben, und ich las ſie herab, liebevoll, ehrfurchtsvoll und mit dem ſchmerzlichen Gefühl, daß da nichts mehr gut zu machen ſei.

Die Generation, die vor ihm hätte hinknien und ſagen müſſen: „Verzeih!“, war tot. Nur noch in unangenehmer Erinnerung lebten einige einſt wichtige Leute, die von ihm hätten lernen ſollen, was Patriotismus iſt, und die den ſeinen angezweifelt und ſeine unerſchütterliche Loyalität verdächtigt hatten. Sie waren gehört worden, die Saat ihres Mißtrauens war herrlich aufgegangen, für ſie gab's keine öſterreichiſche Zenſur. Dieſer, wie Rudolf Valdeck ſagt, „feuerſpeiende Drache mit Eſelsohren“ war anderweitig beſchäftigt. Es galt Flecke zu entdecken in einer Sonne, Gefahren auszuſchnüffeln in den reinen, hohen Werken, die unſer Ruhm ſind, unſer berechtigter Stolz, die uns einen Ehrenplatz ſichern in der Weltliteratur.

Man hat geſagt: Wenn alle Ziviliſation, die es auf Erden gibt, vernichtet würde und nichts von ihr übrig bliebe, durchaus nichts als Mozarts „Zauberflöte“, könnte man aus dieſem Werke alles erkennen und im Geiſte wieder aufbauen, was es einſt an Kultur in der Welt gegeben hat.

Nun, wenn im Laufe der Zeit, die nie raſtet und ewig umgeſtaltet, die verſinken läßt, was durch Jahr-

tausende bestand, unser Kaisertum aufgehört hätte zu sein und sein Andenken nur noch fortlebte in „König Ottokars Glück und Ende“ und „Ein treuer Diener seines Herrn“, so würden diese beiden Kunstwerke der Nachwelt von allem noch erzählen, was einst an Österreich groß und gut und herrlich war.

Zu einer Akademie, die zum Besten des Schiller-Denkmal-Fonds veranstaltet wurde, hatte man mich aufgefordert, ein kleines Gelegenheitsstück zu schreiben. Ich war mit großer Freude und Wonne an die Aufgabe gegangen, der Einakter, sehr bald entstanden, war vom Komitee angenommen worden. Er wurde unter dem Titel „Doktor Ritter“ ganz ausgezeichnet gespielt und kam bald darauf auch im Burgtheater zur Aufführung. Das Publikum erwies sich gnädig und spendete freundlichen Beifall; die Kritik spöttelte, nörgelte. Ich hatte alles verkehrt gemacht. Ganz anders — das wäre das Richtige gewesen. Beinahe sah ich's ein und war beschämt und betrübt in meiner Seele. So gedemütigt, wagte ich nicht, Grillparzer vor Augen zu treten, bis mir ein erlösender Gedanke kam.

Zwei Dinge hatte ich bei ihm nie gesehen. Nie die Spur eines Stäubchens und nie eine Zeitung; vielleicht liest er gar keine und weiß nichts von den Strafpredigten, die mir gehalten worden sind. So faßte ich Mut und stieg eines Vormittags die vier Treppen des lieben Hauses Nummer 1097 in der Spiegelgasse, wie immer mit einigem Herzklopfen, empor.

Bald darauf gehörte ich zu den Glücklichen der Erde, denn Grillparzer begrüßte mich mit den Worten: „Sie sind's. Nun endlich. Ich hätt Ihnen gern schon lange gesagt, daß sich niemand in ganz Wien über den Erfolg von Ihrem ‚Doktor Ritter' so gefreut hat wie ich."

Ich hätte ihm am liebsten die Hand geküßt, wagte es nicht, kam in Verlegenheit und brachte nur kleinlaut: „Ach, Herr Hofrat, aber die Kritik!" hervor. Das war albern und heuchlerisch, denn in diesem Augenblick lag mir wirklich nichts an der Kritik.

„So? Hab nichts gelesen." Ein Achselzucken, eine wegwerfende Handbewegung. Machen Sie sich nichts daraus, sagte er nicht, er wußte zu gut, daß man sich was draus macht. Wir führten nur ein aka-

demiſches Geſpräch über die Kritik und ſchwenkten auch hinüber in das Gebiet der Literaturgeſchichte, in dem wir eine Weile ſpazierten, bis er zu dem Schluß kam: „No ja, Literaturgeſchichte — ein gemaltes Mittageſſen!“

„Ich habe ſchon deshalb nicht heiraten können,“ ſagte mir Grillparzer einmal, „weil ich den Gedanken nicht ertragen hätte, daß es einen Menſchen gibt, der das Recht hat, wann immer es ihm beliebt, in mein Zimmer zu kommen.“ Ein ſeltſamer Grund, den er ſich offenbar als Ehehindernis zwiſchen ſich und ſeiner „ewigen Braut“ ausgeklügelt hatte. Aber in dieſem Falle war jeder gut. Die beiden, die einander den Himmel hätten ſchenken mögen, würden, unauflöslich verbunden, ſich die Hölle bereitet haben. Kathi, nicht viel weniger empfindlich als Grillparzer ſelbſt, litt Qualen unter ſeiner Rückſichtsloſigkeit, man darf wohl ſagen, ſeiner Grauſamkeit. Ein Nachtragen jedoch, ein Schmollen kannte ſie nicht; es ſchien vielmehr, als ob jedes Leid, das er ihr angetan, im Feuer ihrer Liebe ſchmelzend, es nur angefacht hätte. Und wenn einmal ſie es war, die ſich im Unrecht befand, die gekränkt hatte, dann kam, im heißen Beſtreben, wieder

gutzumachen, eine Unermeßlichkeit an Hingebung, Selbstüberwindung, Opferfreudigkeit zutage. Wie tief er das empfunden, wie klar es eingesehen, spricht er mit den Worten aus:

Der Zweifel, der mir schwarz oft nachgestrebet:
Ob Güte sei? — durch sie ward er erhellt.
Der Mensch ist gut, ich weiß es, denn sie lebet,
Ihr Herz ist Bürge mir für eine Welt.

Sie hatten sich verlobt und nach schweren Kämpfen — entlobt, und er hatte sie meiden, sich von ihr, die ihm zur Frau nicht demütig genug und zur Geliebten zu heilig war, völlig loßreißen wollen. Aber das ging über seine Kraft. Er brauchte den Verkehr mit ihr und ihrer Umgebung, den künstlerischen Geist, der in ihrem Hause wehte, ihr Verständnis, ihre Begeisterung, ihr grenzenloses Mitgefühl, er brauchte die Atmosphäre ihrer unendlichen Liebe. Sie hat sich von ihm nicht beugen und nicht brechen lassen, aber als Entsagende an seiner Seite ausgeharrt, immer treu, wenn auch nicht Treue fordernd.

Sicherlich: Grillparzer durfte nicht fragen: Wer hat geliebt wie ich?, aber er durfte fragen: Wer ist geliebt worden wie ich?

Die Schweſtern Fröhlich brachten den Sommer regelmäßig auf dem Lande in der Nähe Wiens zu. Anna fuhr täglich nach der Stadt und begab ſich in ihre Wohnung, wohin die Schülerinnen zum Geſangunterricht kamen.

Eines Tages, am 8. Juni 1848, mußten die jungen Damen vergeblich warten; zu allgemeiner Beſtürzung fand die ſonſt ſo gewiſſenhaft pünktliche Lehrerin ſich nicht zur Stunde ein.

Wieſo das gekommen war, habe ich durch ſie ſelbſt erfahren.

Auf dem Wege vom Standplatz ihrer Equipage — dem Stellwagen — zur Spiegelgaſſe, war ſie über den Hohen Markt gegangen und hatte in der Nähe der Buchhandlung Wallishauſſer eine etwas unheimliche Menſchenanſammlung getroffen. Die Leute umdrängten, ſehr aufgeregt, einige perorierende Studenten. Ein Zeitungsblatt ging von Hand zu Hand; Anna hörte den Namen Grillparzer unter Verwünſchungen nennen. Sie näherte ſich, fragte einen der Umſtehenden, was es gäbe? „Nun, ein Gedicht hat der Grillparzer drucken laſſen, ein niederträchtiges Gedicht auf den Radetzky. Da ſchimpft er über unſere

Studenten und über die Revolution und katzenbuckelt vor der Armee . . .“

Anna erſchrak. Sie wußte, was es in dieſen Tagen „des tollen Radikalismus“ hieß, Sympathien für unſre in Italien kämpfende Armee offen auszuſprechen. Die Studenten berieten in ſteigender Erregung.

„Er muß auf die Aula,“ beſchloſſen ſie.

Zum Glück war aus den Reden der jungen Leute zu entnehmen, daß keiner wußte, wo er wohnte. Aber ſie weiß es, und fort in höchſter Eile über das Lugeck und durch die Durchhäuſer zur Grünangergaſſe, zu ſeinem Hauſe. Sie ſtürmt die drei Treppen empor, reißt die Tür ſeines Zimmers auf: „Grillparzer, Sie gehen mit mir, Sie müſſen fort, gleich fort. Sie kommen zu uns aufs Land.“ Haſtig, mit wenig Worten, berichtet ſie, was ſie eben erlebt hat.

Er ſträubte ſich, er wollte nichts hören von einer Flucht. Anna gab nicht nach: „Wenn Sie auf einen Heldentod hoffen, irren Sie ſich. Ermordet werden Sie nicht, aber von exaltierten Studenten auf die Aula geführt und dort zur Rede geſtellt — das ja. Iſt Ihnen darum zu tun, dann bleiben Sie hier.“

Es kam noch zu einem kurzen, heißen Wortgefecht. Aber die Kämpferin ſiegte über den Kämpfer, und brummend und murrend ließ er ſich entführen.

Er blieb einige Zeit auf dem Lande. Nach Wien zurückgekehrt, erlebte er dort die Greuel der Oktobertage und folgte nun gern den Bitten und Beſchwörungen der Schweſtern, zu ihnen nach Baden zu ziehen.

Und nun fühlte er wieder, was ihr Verkehr für ihn bedeutete, wurde ſich bewußter denn je, daß ihr Haus doch immer ſein wahres Heim in der Heimat war. So kam denn Annas Vorſchlag, ihr Hausgenoſſe zu werden, ſeinem eignen Wunſche entgegen.

Ein Jahr ſpäter, am 27. April 1849, zog als Mieter Fräulein Anna Fröhlichs der k. k. Archivdirektor Franz Grillparzer in den vierten Stock (zweite Stiege) des Hauſes Spiegelgaſſe Nr. 1097 ein.

Am 18. März 1868 empfing mich Grillparzer mit den Worten: „Vergelt's Ihnen Gott, daß Sie den Kranken beſuchen, den Toten."

Ich glaube, daß ich ihm erwidert habe, es gäbe wenig Lebendige, die ſo lebendig wären und lebendig bleiben würden, wie er. Ich glaube auch, daß ich

ihm geſagt habe, daß ich eine Beneidenswerteſte unter den Beneidenswerten ſei, weil ich zu ihm kommen dürfe.

Einige Tage vorher hatte ich die „Ahnfrau“ wieder geſehen und tiefer denn je gefühlt, was es doch hieß, mit ihm zu verkehren, der das geſchrieben hatte im Sturm und überquellenden Schaffensdrang ſeiner Jünglingsjahre. Dann mußte ich an alles denken, was ihm angetan worden nach dieſem erſten Schritt auf ſeiner Bahn — und was für ein Schritt war es geweſen, und welchen Widerhall hatte er erweckt! Die Eindrucksfähigen, die Unbefangenen fühlten ſich ergriffen und hingeriſſen, lauſchten entzückt und erſchüttert der gewaltigen Sprache, in der ein junger Dichter zu ihnen redete, ſtaunten in ehrfürchtigem Grauen die Geſtalten an, die er vor ihnen wandeln, tun, kämpfen ließ, ſahen mitleidend ihr Geſchick ſich erfüllen und jubelten ihrem Schöpfer zu.

Aber die Machthaber der ſchwarz auf weiß gedruckten öffentlichen Meinung ſtimmten mit dieſen ſpontanen Kundgebungen nicht überein. Die gelehrten Wachsfiguren klebten dem Werke die Etikette „Schickſalstragödie“ auf, und ihre Neophyten, die albernen, die

frechen, die vom Gift des Neides geſchwollenen, wußten nun, in welchem Regiſter der Name Grillparzer zu ſuchen ſei.

Alle äußeren Erfolge machten den Dichter nicht unempfindlich für die Geißelhiebe der Kritik. Er war gar zu leicht bereit, in den Tadel ſeiner Arbeiten einzuſtimmen, er konnte irre gemacht werden an ſich ſelbſt. Nicht andauernd freilich, aber verzweiflungsvoll, und die Narben ſolcher Wunden brennen. Nachdem ich ihm von der letzten, ſehr guten Aufführung ſeines Schmerzens-, vielleicht ſeines Lieblingskindes geſprochen hatte, kamen wir Schritt für Schritt zurück und gelangten endlich zur erſten Aufführung der Tragödie im Theater an der Wien. Eine, wie er ſagte, unbeſchreiblich widrige Empfindung hielt ihn davon ab, ſie noch einmal ſpielen zu ſehen.

Erſt nach langer Zeit kam der Tag, an dem er ſich dazu entſchloß. Er war bei einem Ausflug in die Umgebung Wiens durch eine Ortſchaft gekommen, wo reiſende Komödianten die „Ahnfrau" aufführten. Eine Scheune der Theaterſaal, die ländliche Bevölkerung das Publikum. Der Jaromir brüllte wie ein Löwe, die Ahnfrau mußte auf allen vieren aus

der Kulisse hervorgekrochen sein, um überraschend und schauerlich hinter dem Sessel des alten Borotin auftauchen zu können. Das störte die Zuschauer nicht und vielleicht nicht allzusehr den Autor. Wer weiß, ob er das Theater in der Scheune nicht mit der Überzeugung verließ, die er später oft ausgesprochen hat: „Das Stück ist gut."

Wir waren schon lang miteinander bekannt, als mir Grillparzer zum ersten Male von seinem Lustspiel sprach, von „Weh dem, der lügt!"

„Die Leute haben sich darüber aufgehalten, daß der Bischof predigt. Nun, weil er ein Bischof ist, predigt er. Die Rolle der Edrita war falsch besetzt, ich habe sie der Fräuln Gley nur gegeben, weil sie mich so sehr darum gebeten hat. Aus dem Galomir hat der Schauspieler einen Trottel gemacht, er ist aber kein Trottel. Er ist tierisch, ein Tier, könnt ein schönes Tier sein, aber nur kein Trottel."

Man hat behauptet, Grillparzer hätte sich dadurch, daß er keins seiner späteren Stücke mehr aufführen ließ, am Publikum für den Mißerfolg von „Weh dem, der lügt!" rächen wollen. Das ist ganz falsch.

Von Rache war keine Rede, ſondern von Ekel. Und mußte er ihn nicht ergreifen, und gab es je eine Empfindung, die berechtigter geweſen wäre?

Allerdings, das Publikum hatte eine Enttäuſchung erlebt. Ein Luſtſpiel iſt angekündigt, und ein Koch kommt drin vor, das dürfte etwas werden in der Art von „Wirrwarr" oder „Pagenſtreiche". Man erwartete einen Spaß, und es kam eine ſchöne Dichtung; man war erſchienen, um zu lachen, und ſollte bewundern? — Warum nicht gar! Sie dankten für die ſchönen Sentenzen, ſie waren um ihre Unterhaltung geprellt worden, und die Empörung darüber machte ſich in der plumpſten und roheſten Weiſe Luft.

Was lag daran, daß der Mann, den ſie in ſeinem Werke beſchimpften, Grillparzer hieß, daß ſie ihm in dieſem Hauſe ſo oft voll Entzücken zugejauchzt hatten, daß ſie durch ihn begeiſtert und erhoben worden, hoch hinaus über ihr eignes kleines Selbſt. Jetzt war das alles vergeſſen, ſie beſaßen keinen Funken Dankbarkeit und von Ehrfurcht nicht einen Hauch. Sie lachten ſchallend, lärmten und pfiffen. Die einzelnen anſtändigen Elemente, die ſich bemühten, dem Unfug Einhalt zu tun, blieben machtlos. So wurde das

Burgtheater um eins der feinſten und edelſten Kunſtwerke gebracht und im Dichter der Wunſch ertötet, jemals wieder mit einer neuen Schöpfung vor dieſes Publikum zu treten, das er immer als das empfänglichſte und dankbarſte geprieſen und das ihm eine ſo grauſame Enttäuſchung bereitet hatte.

Mein Vater wohnte dem Durchfall von „Weh dem, der lügt!“ bei. Er war kein Literaturkundiger und geſtand, daß er von dem „Luſtſpiel“ etwas ſeltſam angemutet worden. „Aber meiner Wiener,“ pflegte er zu ſagen, wenn er von jenem Abend ſprach, „habe ich mich damals geſchämt.“

Als ich Grillparzer im Frühjahr 1870 beſuchte, fand ich ihn übel ausſehend und außerordentlich verſtimmt.

„Sehen Sie, was ich da hergenommen habe zu meiner Aufheiterung, ein Luſtſpiel von Shakeſpeare. Hilft aber alles nichts. Was ſoll mich noch aufheitern? Wenn Sie einmal kommen und hören, daß es vorbei iſt mit mir, dann freuen Sie ſich.“ Er klagte über ſeine geiſtige Abnahme: „Mein Kopf iſt wüſt, ich vergeſſe ſogar, was ich in der Schule gelernt habe. Neu-

lich will ich im Plautus leſen und merke auf einmal, daß ich nicht mehr Lateiniſch kann. Es kommt auch niemand mehr zu mir, Männer ſchon gar nicht, nur noch Frauen — aus Barmherzigkeit. Ich habe die Verſe gemacht:

Die Ähnlichkeit, die ich mit Chriſtus habe:
Die Weiber kommen zu meinem Grabe."

„Und noch dazu lauter alte Schachteln, nicht wahr, Herr Hofrat?"

Er lächelte und begann die Pilgerinnen zum Grabe zu loben. Ganz beſonders und mit dem beſten Rechte: Frau Auguſte von Littrow-Biſchoff, die Gattin des allverehrten Direktors der Wiener Sternwarte Karl von Littrow. Anders als „die Aſtrologin" nannte er ſie aber nicht, und wir wußten ſehr gut, daß jede von uns gelegentlich mit einem ſeiner boshaften Scherzworte bedacht wurde. Das änderte aber nicht das geringſte an unſrer Liebe für ihn.

Grillparzer hat, ich zweifle nicht daran, ſehr gut gewußt, daß Frau von Littrow ſein weiblicher Eckermann war und den Inhalt eines jeden Geſprächs, das ſie mit ihm geführt, treulich niedergeſchrieben hat. Dieſe Aufzeichnungen einer vorzüglichen, äußerſt ver-

ſtändigen und hochgebildeten Frau ſind eine Fundgrube für die Literarhiſtoriker geworden und ein unſchätzbares Gut für die Freunde und Verehrer des Dichters. Auguſte von Littrow hat uns von dem pietätvoll geſammelten Reichtum alles geſchenkt bis auf eins, das weder ſie noch irgend jemand zu geben vermocht hätte: einen Begriff des Reizes, der in Grillparzers Art und Weiſe, ein Geſpräch zu führen, lag. Er beherrſchte weite Gebiete des Wiſſens und der Kunſt, er hatte reges Intereſſe für alle Tagesfragen, für Politik, für Literatur. Seine Urteile waren durchtränkt von Weisheit, immer originell, genial und ſelten milde. Aber er verſtand das Schlagendſte und Schärfſte mit einer ſchalkhaften Anmut vorzubringen, die bezaubernd war. Ich habe oft bei ſeinen Reden an eine ſchimmernd blanke Toledoklinge denken müſſen, ſo grazienhaft geſchmeidig, daß man meint, ſie um den Finger wickeln zu können, aber tödlich treffend, wenn zum Stoße gezückt. Am herrlichſten war's, ihn von dem Weſen und den Zielen ſeiner Kunſt ſprechen zu hören. Und nie fühlte man ſich als ein bloßer Zuhörer, immer zu einer Erwiderung angeregt, zu einem Einwand beinahe

herausgefordert. Das ermutigte, weckte Selbſtvertrauen, man wagte auch ein Tröpfchen Eigenbau träufeln zu laſſen in den Quell der Weisheit, der da ſo reichlich ſprudelte, kam ſich gewachſen vor, war glücklich und dankbar.

Ich glaube, daß Grillparzer ſelbſt Freude fand an der Ausübung ſeines großen Konverſationstalents, doch bedurfte es eines Anſtoßes dazu, und ſelbſt der Beſucher, der ſchon wiederholt eine ſolche Anregung geboten, wurde nur ganz ausnahmsweiſe willkommen geheißen. Man ſtörte ihn ja immer, fand ihn immer verſunken in ſeine eignen Gedanken oder in die eines ſeiner Lieblingsautoren, ohne Frage eine beſſere Geſellſchaft als die, die man ihm zu leiſten vermochte. Die Temperatur der Begrüßung war gewöhnlich unter Null, aber allmählich erwärmte er ſich, wurde freundlich und mitteilſam, und wie die Geſtalten ſeiner Dramen ihm während des Schreibens wuchſen, ſich geſtalteten, ihn hinriſſen, ſo wurde, während er ſprach, ſeine Rede immer tiefer und inhaltreicher, und plötzlich, mitten aus dem ſchweren Ernſt, ſprühten wie Feuerfunken unvergeßliche Witzworte auf.

Man ging von ihm immer geſcheiter fort, als man

gekommen war, und wenn geſcheiter, dann wohl im höchſten Sinne beſſer. So iſt denn Kathi Fröhlich, die unausſprechlich durch ihn gelitten hat, ſehr gut zu verſtehen, wenn ſie ſagt: „Das Beſte, das an mir iſt, verdanke ich doch dem Umgang mit ihm.“

Der achtzigſte Geburtstag Grillparzers nahte heran, und Wien rüſtete ſich, ihn zu feiern.

Eine Anzahl öſterreichiſcher Frauen hatte zwanzigtauſend Gulden zuſammengebracht, die zur Begründung einer Grillparzer-Stiftung verwendet werden ſollten. Doch bedurfte es dazu ſeiner Erlaubnis, und Bauernfeld wurde mit dem Auftrage betraut, ſie einzuholen. Er brachte die Sache aufs beſte vor und bat im Namen der Frauen, ihre gute Abſicht ausführen zu dürfen. Die Grillparzer-Stiftung ſolle ganz und gar nach ſeinem Wunſche und ſeinen Beſtimmungen ins Leben gerufen werden. Es ſei gemeint, daß alles ihm zur Ehre und Freude geſchehen ſolle.

Grillparzer hörte zu. Gar gut kann man ſich vorſtellen, wie dieſe Huldigung auf ihn gewirkt, wie er ſich bei ihrer Inempfangnahme benommen hat, wie er bedrückt und gequält den Kopf zur Seite geneigt,

leiſe vor ſich hin geflüſtert und endlich geſagt hat: „Ehre, no ja, ſchon gut, wir haben in Öſtreich ohnehin zu wenig Ehre, und was die Freude betrifft, wenn mir die Damen eine Freude machen wollen, dann ſollen ſie mir drei neue Raſiermeſſer ſchenken, weil die meinen ſchon ſchlecht ſind.“

Ich erfuhr die Geſchichte, teilte ſie meinem Manne und meinem Vater mit, und beide bemühten ſich ſofort, mir die vorzüglichſten Raſiermeſſer zu verſchaffen, die in ganz Wien aufzutreiben waren. Unſer geliebter Poet und Jubilar konnte nicht anders als zufrieden ſein mit der Art der Erfüllung ſeines beſcheidenen, proſaiſchen Wunſches. Voll freudiger Zuverſicht trat ich meine Wanderung an und fand im Fröhlichheim die drei Schweſtern und die treue Suſanne in erhöhter Stimmung. Sie waren glücklich über die vielen Zeichen der Liebe und Verehrung, die dem Dichter von weit und breit zugeflogen kamen. Nur er konnte oder wollte einem wohltuenden Gefühl keinen Einlaß in ſein Herz gewähren. Er ſaß ſtill und traurig in ſeinem niedrigen Lehnſeſſel und ſah, als ich vor ihn hintrat, höchſt ungnädig zu mir empor. Ich ſagte: „Seien Sie ganz ruhig, Herr Hofrat, ich

gehe gleich wieder, ich ſetze mich gar nicht, ich habe Ihnen nur etwas bringen wollen."

„Bringen? ... Auch Sie?" ſprach er vorwurfsvoll.

Ich ließ mich nicht einſchüchtern, öffnete das Etui und brachte es ihm reſpektvoll dar.

Er hatte es nur widerſtrebend in die Hand genommen, war aber nach dem erſten Blick auf die blinkenden Meſſer verſöhnt. Der Ausdruck einer wahrhaft kindlichen Freude erhellte ſein Geſicht: „Schau'n Sie, das freut mich wirklich. Die ſind ſchön und wohl auch gut."

Er betrachtete ſie wohlgefällig, ſtand auf, legte den Arm um meine Schulter und gab mir einen langen, ernſthaften Kuß.

Mir war zumute, als hätte ich eine Weihe empfangen, ganz glückſelig und ganz feierlich. Ich kann wirklich nicht ſagen, ob ich die Stiege hinab gegangen, gelaufen oder geſchwebt bin.

Am nächſten Vormittag klopfte ich bei den Schweſtern an. Es war nur Anna zu Hauſe.

„Fräulein, ich komme mich erkundigen, was iſt's mit den Raſiermeſſern? War der Herr Hofrat zufrieden?"

Sie ſah mich an, etwas verlegen, aber ihre dunklen, ſchönen Augen lachten. „Die Raſiermeſſer? ... Die hat Kathi — ſind Sie ihr denn nicht auf der Stiege begegnet? — gerade fortgetragen. Die ſind ihm wieder nicht recht, müſſen umgetauſcht werden.“

„Umgetauſcht?! Er kann ſie nicht brauchen — und ich habe dafür einen Kuß bekommen. Fräulein Anna, Fräulein Anna, jetzt komme ich mir ja vor wie eine Diebin.“

Der 15. Jänner 1871 war für ganz Wien ein großer Tag. In jedem halbwegs lebendigen Herzen regte ſich das Bewußtſein, daß nicht nur zu danken, zu huldigen, daß gut zu machen ſei, ſo viel, ſo reich und raſch als nur möglich. Dann feierten wir aber auch ein ſchönes Feſt. Keine Störung, nicht ein Mißklang, allenthalben der Triumph einer großen Liebe, die ſich äußern wollte. Über jede Auszeichnung, die dem Poeten zukam, wurde gejubelt. Unſer Kaiſer ehrte ihn, wie noch nie ein Dichter in Öſterreich geehrt worden war. Kronprinz Rudolf, Ludwig von Bayern ſandten wärmſte Glückwünſche, die edle Kaiſerin Auguſta fand in dieſen Tagen der großen

Verſailler Ereigniſſe Zeit und Stimmung, ſich als „Tochter Weimars“ unſeres öſterreichiſchen Dichters huldigend zu erinnern.

Wien war ſtolz und beglückt. Jedes Zeichen der Anerkennung, jedes Wort des Lobes, das dem Jubilar zuteil wurde, erweckte begeiſterte Teilnahme. Man drängte ſich in die Theater und Konzertſäle, in denen Grillparzer-Feiern ſtattfanden, und der Beifall, der geſpendet wurde, kam aus warmen, tiefergriffenen Herzen.

Ob es wohl damals in unſrer Stadt einen jungen Künſtler gegeben hat, der nicht dachte: Das erreicht, einen ſolchen Widerhall erweckt haben in den Seelen Tauſender, müßte höchſte Erfüllung, Inbegriff der irdiſchen Seligkeit ſein.

Weltenfern davon lag freilich alles, was Grillparzer in dieſen Tagen empfand.

Ich ging am ſpäten Vormittag zu ihm. Die Treppe herab, die mit Teppichen belegt und mit Blumen geſchmückt war, kamen Männer und Frauen; ſie hatten freudig-feierliche Mienen, und wir grüßten uns, ohne uns zu kennen. Ihr Gruß ſagte: „Wir kommen von ihm,“ der meine: „Ich gehe zu ihm.“

Auch die Wohnungstür war mit Lorbeergewinden und Blumen umkränzt, und als ſie geöffnet wurde, leuchteten mir die Augen der treuen Suſanne durch einen Freudentränenſchleier entgegen. Was hatte ſie nicht alles erlebt! Vorgeſtern ſchon, geſtern und erſt heute! Deputationen waren gekommen, eine nach der andern, und Geſchenke, Kränze, Telegramme. Der Fürſt Auersperg und Exzellenz Unger ſind da geweſen, ſie haben das Großkreuz des Franz-Joſef-Ordens gebracht.

Ich fand ihn auf ſeinem alten Platz, in ſeinem mit Ehrengeſchenken überfüllten Zimmer, ſehr müde, erſchöpft. Was er heute ſchon vielen geſagt, wiederholte er auch mir: „Früher zu wenig, jetzt zu viel. Es ſind Gnadenſtöße, die mir verſetzt werden.“ Nur einen Augenblick blieb ich bei ihm und auch bei den Damen Fröhlich nicht lange. Pepi und Anna erzählten, plauderten, ihnen lachte das Herz. Auf dem noch immer lieblichen Geſicht Kathis lag ein ſtiller, ſeliger Triumph.

Grillparzer iſt viel beſungen worden in dieſen Tagen flammender Begeiſterung, und manches ſchöne Gedicht iſt damals entſtanden. Aber das einzige, in

dem er ein grenzenlos mitfühlendes Verſtändnis, Stimmung von ſeiner Stimmung wiedergefunden hätte, konnte nicht in ſeine Hände gelegt werden. Es war von Joſephine Freiin von Knorr und lautete:

Wir feiern dich, und während wir dich krönen,
Umweht ein Hauch dich der Unſterblichkeit,
Es wird dein Name durch die Nachwelt tönen,
Befreit vom Fluche der Vergeſſenheit.

Mitfühlen ſollſt du — darfſt ihn mit erleben,
Der eignen Größe ſchwer erworbnen Ruhm;
Wie einen Heros, um den Wolken ſchweben,
Grüßt dich das Land in deinem Heiligtum. —

Und doch, mich dünkt, daß du mußt bitter lächeln
Zu jenem Weihrauch, den die Menge bringt;
Daß dich berühren muß ein eiſig Fächeln,
Daß dir ein Mißton durch die Lüfte klingt.

Daß man dich quält mit der Apotheoſe;
Denn dieſer Feſttag, dies olymp'ſche Spiel —
Kann es erwecken auch nur eine Roſe
An deines Lebens abgeblühtem Stiel?

Dieweil ſie laut zujauchzen deinen Liedern
Und in den Städten künden deinen Preis,
Weilſt du daheim mit altersſchwachen Gliedern,
Ein müder Mann, ein achtzigjähr'ger Greis.

Ein ſel'ger Geiſt auf glorreich lichten Sonnen,
Erlöſt von Weh und Tod, der mag verklärt,
Verdoppelt fühlen ſeine Himmelswonnen,
Wenn man auf Erden ſein Gedächtnis ehrt.

Wer aber dasteht an der dunklen Grenze,
An seiner Menschenjahre letztem Ziel,
Den mahnen Lorbeer- nur an Grabeskränze,
Den dünkt der Nachruhm fast ein eitles Spiel.

Dem ist das alles nur ein Untergehen,
Ein überglühend letztes Abendrot —
Für seine Jugend gibt's kein Auferstehen,
Und alle Hoffnung ist für ihn im Tod.

Als ich bald nach dem Feste wiederkam, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, war in seinem Zimmer keine Spur mehr vorhanden von den Kostbarkeiten, die sich vor wenig Tagen darin ausgebreitet hatten. So schnell als möglich hatte alles fortgeschafft werden müssen, was ihn an die empfangenen „Gnadenstöße" erinnerte. Nicht eine Blume im Glase durfte übrig bleiben.

Er sah angegriffen aus und klagte über seine täglich zunehmende Taubheit. Viele, die über ihn geschrieben haben, erwähnten ihrer als eines ernsten Gebrechens. Mir ist sie niemals aufgefallen. Wenn man, ohne die Stimme im geringsten zu erheben, nur deutlich akzentuierte, verstand er jedes Wort. Auch seine Augen, über die er sich oft beschwerte, haben ihm bis zuletzt treue Dienste geleistet. Er selbst ge-

ſtand, daß er eigentlich den ganzen Tag leſe. Eine Brille hat er nur in jüngeren Jahren durch kurze Zeit getragen.

Im Laufe des Winters erholte er ſich und war wieder der Alte, er, der ſich einen Toten nannte, ein lebendigſt Mitlebender, ein gütiger Weisheitſpender und — wie oft! — ein Prophet.

Im Frühjahr vor meiner Abreiſe auf das Land durfte ich beim Abſchied mit froher Zuverſicht ſagen: „Auf Wiederſehn!“

Nach meiner Rückkehr im Dezember konnte ich ihm von meinem Entzücken über eine ſchöne Aufführung der „Medea“, mit Frau Wolter in der Titelrolle, erzählen. Er ſchien mir unverändert und ſo geiſtesfriſch wie je. Bald darauf aber, es war einige Tage nach Neujahr, brachte uns Freund Weilen die Nachricht, daß es nicht gut ſtände mit Grillparzer, er ſei ſehr matt und leide an Schlafloſigkeit. Die Ärzte, ſein treuer Doktor Preyß und Doktor Breuning, erklärten, es handle ſich nicht um eine Krankheit, ſondern um ein Aufhören, ein langſames Erlöſchen. Er führte ſein gewohntes Leben, ſtand zur gewohnten Stunde auf, ging zum Mittageſſen zu Fröhlichs hin-

über, ließ ſich nach Tiſch von Kathi fünf Patiencen legen und kehrte, von ihr und den Schweſtern geſtützt, in ſein Zimmer zurück. Am Tage ſeines Todes war er, obwohl die Nacht ſchlecht geweſen, nicht zu bewegen, im Bett zu bleiben. Nur um eine Stunde ſpäter als ſonſt ſtand er auf, ließ ſich zu ſeinem Fauteuil am Schreibtiſch geleiten und ſchlummerte ein. Anna und Kathi hatten das Zimmer verlaſſen, an ein jähes Ende dachte man nicht. Pepi und Doktor Preyß blieben dem Schlafenden gegenüber auf dem Kanapee ſitzen. Plötzlich hatte er eine Bewegung gemacht, und ſie eilten zu ihm. Er ſchlug die Augen auf, nahm Preyß bei der Hand und ſagte: „Mein lieber Preyß!“ Sein Kopf ſank zurück, er war ohne Todesangſt, ohne Kampf entſchlafen, hinübergegangen in den ewigen Frieden.

„Man braucht auch zum Sterben Glück,“ hat er einmal geſagt. Dieſes letzte Glück war ihm zuteil geworden.

Als ich nach ſeinem Tode Kathi wiederſah, kam ſie mir vor wie ſchon mitgenommen in die Unſterblichkeit. Sie war ſchwer leidend, kämpfte heldenmütig gegen Krankheit und Schwäche, wollte aufrecht bleiben,

leben, ihre Aufgabe löſen und den Nachlaß des Dichters, deſſen Erbin ſie war, zu ſeinem Ruhme verwalten.

Nach wie vor wurde ich von ihr und von den Schweſtern mit immer gleicher Herzlichkeit empfangen. Sie wußten mir ſtets etwas Liebes von dem Wohlwollen Grillparzers für mich zu erzählen, dem Intereſſe, das er an mir genommen hatte. Als er, kurz vor ſeinem Tode, durch Anna hörte, daß ich einen Verleger für eine kleine Arbeit ſuche, hatte er ſogleich erklärt, daß er ſich der Sache annehmen und an Heckenaſt ſchreiben werde.

„Wenn Sie einmal längere Zeit ausgeblieben ſind," ſagte mir Kathi, „da hat es immer geheißen: Die Ebner laßt ſich auch nicht mehr ſehn ..."

Und wie oft war ich auf dem Wege zu ihm geweſen und hatte, bei ſeinem Hauſe angekommen, gezögert, hineinzutreten! Er wollte und verlangte von den Menſchen nichts mehr, als in Ruhe gelaſſen zu werden; durfte ich einbrechen in ſeine tiefe, ſtille, ihm ſo liebe Einſamkeit? Vielleicht wäre ihm mein Beſuch heute beſonders ungelegen. Ich dachte nach und zählte: Wann war ich zum letzten Male bei ihm? Vor zwei — vor drei Wochen. Darf ich ſo bald wiederkommen? —

Vielleicht doch nicht ... Und war vorbeigegangen und hatte mich unwiederbringlich um ein unſchätzbares Lebensgut, eine Stunde in der Nähe eines großen Menſchen, gebracht.

Ich habe meine törichte Zaghaftigkeit bitter bereut, als mir Grillparzers Worte: „Die Ebner laßt ſich auch nicht mehr ſehn," wiederholt wurden.

Weilen, Laube, Freiherr von Rizy, Doktor Preyß hatten ihre Aufgabe erfüllt, das Material zu der zehnbändigen Ausgabe von Grillparzers Werken befand ſich im Beſitz von Cottas Nachfolgern.

Alle Originalmanuſkripte waren dem Freiherrn von Rizy zur Verwahrung übergeben worden und befanden ſich vorläufig in ſeiner ſchönen, ſtillen Wohnung im Schottenhof. Einige Monate nach Grillparzers Tode beſuchte mich der Baron und lud mich ein, zu ihm zu kommen, um den handſchriftlichen Nachlaß unſeres Dichters zu ſehen.

Ein Tiſch, der beinah die ganze Länge und Breite eines großen Zimmers einnahm, war mit Manuſkripten bedeckt. Sein Vermächtnis, die Summe ſeiner Lebensarbeit, die Vertrauten ſeiner Seele, Zeugen und Früchte

der Entzückungen und Qualen seiner Schöpferstunden. Jedes Blatt, jedes Blättchen mit seinen teuren Schriftzügen bedeckt, die fein waren, kräftig und klar und dem Auge ein Labsal, weil sie, wenn auch im Fluge hingeworfen, jedem Buchstaben sein Recht widerfahren ließen und unbewußt, ungewollt, Freude am Bilden einer schönen Form darstellten.

Diese stillen Zeichen, wie sprachen sie so laut! Diese einförmigen schwarzen Linien, was zauberten sie mir vor! Ich sah die Hand, die sie gestaltet hatte, sah das über sie geneigte Haupt. Er war da, ich hatte, in den Anblick seiner Schöpfungen versunken, die volle Empfindung seiner Nähe.

Ein Teil der Schriften war von den übrigen abgesondert. Dieser darf, so hat Kathi Fröhlich es bestimmt, nicht vor dem Jahre 1922, fünfzig Jahre nach dem Tode des Dichters, veröffentlicht werden.

Der Freiherr hielt ein engbeschriebenes Blatt in der Hand, ein Gedicht, sagte er, das aus einer Zeit stammte, in der es zwischen dem Dichter und Kathi zum völligen Bruch gekommen war. Sie verfiel infolge der ausgestandenen Aufregungen in ein schweres Nervenfieber. Grillparzer wußte davon, quälte sich, und

als er eines Abends erfuhr, der Arzt habe erklärt, daß sie die Nacht nicht überleben werde, rannte er wie ein Verzweifelter ziel- und planlos in den Straßen umher, kam in den Volksgarten und legte sich dort händeringend, schluchzend auf die Stufen des Theseustempels nieder.

„Von der entsetzlichen Nacht, die er damals durchlitten hat, lebt ein Zeugnis in diesem Gedicht," schloß der Freiherr. „Ich will es Ihnen vorlesen, wenn ich kann."

Er konnte kaum. Manchmal unterbrach ihn ein schweres Schluchzen, Tränen rannen über sein Gesicht.

Ein lang begrabener Schmerz war aus dem Todesschlaf erweckt worden, bäumte sich auf und weckte in unsern Seelen einen erschütternden Nachhall.

Es war das grausamste Gericht, in das ein Mensch über sich zu gehen vermag, eine Verdammnis des Verbrechers und Toren, der dem Schicksal flucht, wenn es versagt, und sich abwendet, wenn es gibt, des Quälers, der der Geliebten seine Friedlosigkeit einimpfen will, des Mörders, der sie in den Tod gejagt, weil sie sich nicht umschaffen konnte, wie er wollte, sondern bleiben mußte, die sie war.

Dem Dichter hat die Empfindung als Urquell gegolten, dem aller Reichtum der Poeſie entſpringt. Aus dieſen Verſen brach ſie mit Naturgewalt hervor, zerſtörte, riß nieder, wühlte ſich in einen Abgrund von Troſtloſigkeit hinein. Furchtbar und herrlich, denn die Stimme, die da klagte und anklagte, war eines großen Dichters Stimme; dieſelbe, die wie tönendes Erz aus den Schmerzenslauten Medeens erdröhnt und in Wehmut geſchmolzen aus Bancbans Abſchiedsworten an unſre Herzen pocht und ſie unausſprechlich liebevoll bezwingt.

Es war zu Ende, der Vorleſer ſchwieg. Wir reichten einander die Hand, und ich nahm Abſchied und wanderte durch den ruhigen Schottenhof in die lärmende Straße hinaus, an vielen, vielen Menſchen vorbei. Und alle, ob im Kleide der Armut auf der Suche nach dem täglichen Brot, ob reich geputzt mit andern Reichgeputzten Grüße, Scherze, Liebesblicke tauſchend, ob ernſt und würdig auf dem Wege vom Amte oder zum Amte, ob traurig oder vergnügt, friſch und jung oder welk und alt, alle kamen ſie mir vor wie Schatten, die fühllos, weſenlos über die Abgründe des Lebens hingleiten.

Erſt ſechs Jahre nach Grillparzers Tode habe ich, von Anna und Kathi geleitet, ſein Zimmer wieder betreten. Joſephine, die jüngſte der Schweſtern, lag dort aufgebahrt im Sarge. Anna und Kathi beugten ſich über ſie, ſtreichelten ihre Hände und ſprachen leiſe und liebevoll von ihr. Wie gut ſie war, wie hilfreich und unermüdlich und wie hochbegabt und als Sängerin gefeiert zu ihrer Zeit! Aber ſie konnte ſich ins Theaterleben nicht finden und nicht ſein ohne die Schweſtern. Sie iſt zu ihnen zurückgekommen und Geſangslehrerin geworden wie Anna. Manche ihrer Schülerinnen hat einen großen Namen errungen, und ſie war ſtolz darauf; für ſich ſelbſt hatte ſie keinen Ehrgeiz.

Weich, leiſe, liebevoll fielen die Worte der Schweſtern auf die Entſchlafene nieder. Sie ſchien zu lächeln, war wie verjüngt und war ſchön in ihrer erhabenen Todesruhe.

„Der Grillparzer hat ſie auch lieb gehabt," ſagte Anna, und wir hatten das Gefühl, als ſtände er an dieſem offenen Sarge mitten unter uns, in ſeinem Ernſt, ſeinem Trübſinn, in der großen unwiderſtehlichen Macht, die jeder empfunden hat, der ihm nahe treten und in die Tiefe ſeines Weſens blicken durfte.

Noch vor Ablauf eines Jahres trug Anna auch ihre Kathi zu Grabe, die ihr mehr als Schweſter, die ihr Kind geweſen war, ihr leidengekröntes Kind. Sie wird nicht vergeſſen werden. Der Name Kathi Fröhlich iſt unauflöslich mit dem Namen Franz Grillparzer verbunden. In einem Punkte hat ſie ſein Geſchick geteilt, die Mit- und Nachwelt hat an ihr nicht viel weniger geſündigt als an ihm. Mißverſtand, Vorurteil, Engherzigkeit, Klatſchſucht beſorgten und beſorgen das in einer ihrer würdigen Weiſe. Wenn ich in einem der zahlreichen Bücher leſe, die uns die Grillparzer-Literatur beſchert hat, kann ich nicht genug ſtaunen über den niederen Rang, der darin Kathi und ihren Schweſtern im Leben des Dichters angewieſen wird. Es iſt nicht ſelten der von drei Haushälterinnen, die ſeine Zimmer in Ordnung hielten und ſeine Wäſche beſorgten. Erwähnt findet ſich auch wohl, daß ſie verſtanden, ihm Unangenehmes und Peinliches aus dem Wege zu räumen, zudringliche Beſuche fernzuhalten, läſtige Korreſpondenzen für ihn zu führen, ihm viele Sorgen für unerfreuliche Verwandte abzunehmen. Daß übrigens Anna und Joſephine höchſt muſikaliſch waren, trug recht viel dazu bei, ihren Umgang mit Grillparzer, der

ja die Musik fast höher stellte als die Poesie, wertvoll zu machen. Das wird gnädig zugegeben.

Bauernfeld hat sich viel eingebildet auf seinen Einfall, die Schwestern Fröhlich die Parzen zu nennen, obwohl es doch kein gar zu origineller Einfall gewesen ist. Sie waren drei, sie waren alt, sie waren unzertrennlich; mir scheint, daß man, um den Spitznamen zu erfinden, nur gehörig oberflächlich und boshaft zu sein brauchte.

Was sie für Grillparzer bedeuteten, was er ihnen verdankte, hat Bauernfeld ebensowenig gewußt, wie die Verwandten des Dichters es gewußt haben; alle stellten sein Verhältnis zu diesen seinen Schutzgeistern auf den Kopf. Seine Familie, stolz auf ihren Beamtenadel, sah auf die bürgerlichen Musiklehrerinnen hochmütig herab, ihre Gesellschaft war keine standesgemäße für den Vetter Franz, den Sohn einer geborenen von Sonnleitner. Der aber war nicht der Mann, der irgendein Wesen oder irgendein Etwas, das zu ihm gehörte, auch nur in ein halbwegs günstiges Licht zu stellen vermochte. Ebensowenig als sich selbst, als seine eignen Werke. Ich war oft peinlich überrascht durch seine geringschätzige Art, sie zu beurteilen.

Frau von Littrow bemerkt sehr richtig, daß er nie anders als mit einem verkleinernden Adjektiv von den Dingen sprach, die ihn umgaben, die ihm dienten. — Da war zum Beispiel sein braver, sehr anständiger Hausrock, der sich alle möglichen Beschimpfungen gefallen lassen mußte. Und gewiß war er ihm nicht weniger lieb als dem guten Béranger sein „vieil habit", dem dieser heitre Poet ein Lied gesungen hat, das ewig jung bleiben wird. Ebensowenig wie das behagliche Kleidungsstück, ebensowenig wie den Darbringer einer Aufmerksamkeit, den Spender einer Auszeichnung, ebensowenig vermochte er seine guten Hausgenossinnen zu preisen. Eine einzelne nannte er nie. Sie wurden immer nur in corpore erwähnt. „Die Damen, bei denen ich wohne." Wenn das Barometer der Stimmung besonders hoch stand, gab es kleine Nachsätze: „Sie sind meine gewöhnlichen Vorleserinnen, sie spielen mir auch vor." — „Sie sind sehr poetische Naturen und verstehen, sich das Leben schön zu gestalten." Daß sie auch in das seine Behagen, Heiterkeit, Licht und Wärme brachten und überhaupt das Beste, das ihm je zuteil geworden: kritiklose Liebe und Verehrung, muß er gefühlt haben,

doch blieb es unerwähnt. Dieſer große Reichtum war ſein unverlierbares Eigentum, ſich durch ihn beglückt zu fühlen, lag nicht in ſeiner Natur. Gewiß kamen Stunden, in denen er ſich deſſen entſann, was Kathi für ihn getan hatte, für ihn — wenn Liebe für den andern etwas tut, wenn nicht, einem unwiderſtehlichen Müſſen gehorchend, im letzten Grunde alles für ſich.

Einmal hatte Sofie Schröder Kathi ſpielen geſehen bei einer Vorſtellung auf einem Liebhabertheater, hatte die junge Dilettantin umarmt und feierlich erklärt: „Fräulein, wenn Sie nicht Schauſpielerin werden, begehen Sie einen Selbſtmord.“

Aber Grillparzer ſagte: „Eine Schauſpielerin mag ich nicht“, und der Selbſtmord wurde begangen. Hat er gefragt, was es ſie gekoſtet hat? Oder lieber nicht gefragt — es war überflüſſig, er wußte es zu gut.

Aus einigen ſeiner kargen, grauſam zurückhaltenden Briefe an ſie klingt es deutlich heraus, daß er, der ſich für unfähig hielt, zu lieben, doch ſehr fähig war, eiferſüchtig zu ſein. Kathi Fröhlich war ſchön und unbeſchreiblich anmutig, ſie hatte tiefſchwarze, wie Karajan ſagt, „unendliche, eigentlich unergründliche

Augen, in die man immer hätte hineinſehen mögen". Sie wurde bewundert, geliebt und umworben. Gelegenheit, eiferſüchtig zu ſein, hatte Grillparzer in Hülle und Fülle, Grund dazu niemals. Die Huldigungen, die man ihr darbrachte, ließen ſie nicht nur kühl, ſie empörten ſie. „Was wollen dieſe Leute? Wiſſen ſie denn nicht, daß es für mich nur einen Mann gibt?" ſchreibt ſie an ihre Schweſtern.

Und dieſer einzige, der geglaubt hatte, in ihr ſeine Seligkeit zu finden, war ſchon bald von allen böſen Geiſtern des Zweifels ergriffen worden. Gab's ein Glück für ihn, gab's überhaupt etwas außer ſeiner Kunſt? Gab's noch ein andres als dieſes unbegrenzte Streben nach ihr und nach allem, was zu ihr gehört? Er könne wohl — ſeine Worte! — auch anderes ergreifen, aber feſthalten nicht. Mit einem Worte: „Ich bin der Liebe nicht fähig", geſtand er dem Freunde. „So ſehr mich ein wertes Weſen anziehen mag, ſo ſteht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieſes Etwas verſchlingen alle andern ſo ganz, daß nach einem ‚Heute' voll der glühendſten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwiſchenraum, ohne beſondere Urſache — ein ‚Morgen' denkbar iſt der fremdeſten

Kälte, des Vergeſſens, der Feindſeligkeit möchte ich ſagen."

Und dennoch vermochte er nicht, ſich völlig loszureißen, kehrte zurück, erfuhr Widerſtand, ja Härte; denn eine demütige Dulderin war Kathi nicht, verlor aber in dieſem ſchweren Kampfe nie das Bewußtſein ihrer unendlichen Liebe. Sie, ob auch noch ſo bitter gekränkt, fühlte doch immer tiefer als das eigne Leid die Qual, die ihn zu quälen trieb. Er litt, der Menſch, den ſie am höchſten ſtellte, der ihr das Teuerſte war, der Dichter, der ſie begeiſterte, dem ſie die erhebendſten Stunden ihres Lebens verdankte; er war in all ſeinem geiſtigen Reichtum, all ſeiner Schöpferkraft ein armer Ruheloſer. Sie wußte auch, daß, ſo weit der Himmel blaut, kein Weſen lebte, das ihm ſein konnte, was ſie ihm war in den kurzen Augenblicken der Raſt, die ſein Unfrieden ihm gönnte. Der Geliebte, der leidet, das iſt der Allmächtige. Sie unterwarf ſich, ſie nahm das Kreuz einer unbeglückten Liebe, die täglich erneute Pein einer falſchen Stellung — die ärgſte für ein ſtolzes Herz — auf ſich und trug ſie kraftvoll und heldenmütig.

So war's ein langes Leben hindurch geweſen, und

ſo ſollte es bleiben. Als er ihr in ſpäten Jahren, ein alter Mann der Gealterten, ſeine Hand und ſeinen Namen anbot, lehnte ſie ab. Seine „ewige Braut“ — in Gottes Namen. Seine Frau? Nein. Was ſie von ihm ertrug, weil ſie wollte, hätte ſie nicht ertragen, weil ſie mußte.

Was Grillparzer von Kathi Fröhlich gehalten, bezeugte er dadurch, daß er ſie zur Herrin ſeines Hab und Guts wie über ſeinen poetiſchen Nachlaß einſetzte. Ihr vertraute er die Verfügung über die Werke, die er ſeit dem Tage ſeiner bitterſten Enttäuſchung vor Aller Augen — die ihren gewiß ausgenommen — verborgen gehalten hatte. Den höchſten Beweis von Liebe und Vertrauen, den er geben konnte, hat ſie aus der Hand des Toten empfangen.

Die Sorge für ſein Andenken war bis zu ihrer letzten Stunde der Inbegriff ihres Dichtens und Trachtens und der ihrer beiden Schweſtern, die ſich, wie ſie es von jeher getan, mit ihr identifizierten. Das Vermögen des Verſtorbenen wurde ſeinen Verwandten überlaſſen, die Stiftung des Grillparzerpreiſes der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften wurde durch-

geführt, die Schwestern-Fröhlich-Stiftung begründet, der Wiener Zweigverein der Schillerstiftung zum Erben der aus den Aufführungen der Dramen fließenden Tantiemen eingesetzt.

Es haben sich Leute gefunden, die der Lesewelt zur Kenntnis brachten, die Schwestern Fröhlich hätten nach dem Tode Grillparzers in seinen Reichtümern geschwelgt. Nun, in einem etwas andern Sinne, als jene Verständnisvollen es meinten, kann man das gelten lassen. Sie haben geschwelgt in einem unsäglich wehmütigen Triumph, als der „Bruderzwist in Habsburg" bei seinen Aufführungen im Stadttheater Stürme der Begeisterung entfesselte. Sie durften reich und beglückt gepriesen werden, als die gesammelten Werke ihres Dichters erschienen und in Deutschland, das sich immer so spröde gegen ihn verhalten hatte, endlich das Eis schmolz, Verständnis, Wärme, Bewunderung ihn begrüßten, und der Rang, der ihm gebührt, ihm eingeräumt wurde, der neben Kleist — vielleicht wohl *vor* ihm —, Goethe und Schiller am nächsten.

Gegen Kränklichkeit und Schwäche ankämpfend, hat Kathi sich aufrechterhalten, bis ihre Mission er-

füllt war, dann schloß sie die Augen zur ewigen Ruhe. Ihre treue Anna folgte ihr bald; sie, die Älteste, ging zuletzt, nachdem sie ihre Pflegebefohlenen heimgeleitet hatte. Kurz vor ihrem Tode hat Anna Fröhlich — gewiß nach reiflicher Überlegung — einen schweren Entschluß gefaßt: sie hat ihre durch viele Jahre sorgsam geführten Tagebücher verbrannt.

Viele tadeln es, weil sie dadurch „der Welt" die Wahrheit über das Verhältnis Grillparzers zu Kathi Fröhlich vorenthielt. Die Wahrheit! Und wenn man sie euch sagte, würdet ihr sie gelten lassen und nicht sogleich wieder zu den euch liebgewordenen Irrtümern und Vorurteilen zurückkehren?

Was mich betrifft, ich meine: Anna Fröhlich hat ihre Tagebücher verbrannt. Sie hat es getan, folglich war es recht getan.

Einige Tage nach ihrem Tode stieg ich zum letzten Male die vier Treppen zur wohlbekannten Wohnung in der Spiegelgasse empor.

„Susanne, ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen und Sie zu bitten: erlauben Sie mir, die Zimmer des Herrn Hofrats und Ihrer Damen noch einmal zu besuchen."

Sie geleitete mich und ließ mich dann allein, und ich habe einen langen Abschied genommen und mir die Erinnerung an diese lieben, geliebten Räume und an jeden einzelnen Gegenstand darin tief eingeprägt. Nicht das geringste war verrückt, die gewohnte Nettigkeit und Ordnung herrschte.

„Mir ist ja, als ob sie jeden Augenblick zurückkommen müßten," sagte Susanne, die mich am Eingang erwartet hatte.

♥♥♥

Aus einem zeitlosen Tagebuch

Tagebuch, Buch der Tage,
Der dunklen, der hellen,
Der nur zu kurzen,
Der endlosen, der unvergeßlichen,
Im besten, wie im schlimmsten Sinne.

Rom.

Oſtern, Auferſtehungsfeſt! — Wie viele Oſtertage haben wir ſchon erlebt, wir alten Wiener, an denen uns empfindlich fröſtelte und jeder Blick zum Himmel ein Blick in unendliches Dunkelgrau war, an denen ein ſcharfer Nordweſt große Schneeflocken vor ſich herjagte, die niederfallend der Stadt, für einige Augenblicke wenigſtens, ein winterliches Ausſehen gaben. Und dennoch! wem verbindet der Gedanke an Oſtern ſich nicht mit etwas ſonnig durchleuchtetem, frühlingshaften und verheißungsreichen?

Iſt das die Zeit, in der man von Gräbern ſprechen darf und von Friedhöfen? — Vielleicht wohl. Über Gräber geht ja der Weg zur Auferſtehung, und die Blumen, die aus Gräbern blühen, ſind ihr lieblichſtes Symbol. So hielt ich eine Vorfeier zu den kommenden Feſten bei meinen Beſuchen der römiſchen Campi ſanti. Einer der kleinſten, aber der poetiſchſte, iſt der akatholiſche Friedhof der Fremden bei der Ceſtius-Pyra-

müde. Wenn seine Pforte sich hinter uns geschlossen hat, ist uns die Welt und ihr Getriebe versunken, wir selbst kommen uns vor wie Abgeschiedene, unerreichbar den Sorgen und Anforderungen des Tages in diesem kühlen, stillen Friedensport. Die Luft ist feucht und etwas schwer und trägt uns kräftigen Erdgeruch, von feinem Blumenduft durchweht, entgegen. Ruhevolle, weihevolle Stille herrscht, nichts ist laut, nichts ist bunt, kein Ton, keine Farbe. Zypressen, herrliche, in ihrer Vollkraft stehende Bäume, ragen pfeilgerade empor. Sie sind reihenweise auf den Boden gepflanzt, der stufenartig zur alten Stadtmauer aufsteigt. Ihnen zu Füßen liegt Grab an Grab unter einfachen Kreuzen, schlanken Obelisken, großen Katafalken, kostbaren, oft von Meisterhand ausgeführten Denkmälern. Aus dem Dunkelgrün des Efeus, aus Einfassungen von Buchs, aus üppig blühenden Veilchenbeeten schimmern sie hell hervor. Kaum erwehrt man sich des kindischen Gedankens: Könntet ihr doch wissen, ihr armen Toten, wie schön ihr gebettet seid!

Mein erster Weg führt zu einem Grabe, dessen Marmorplatte den teuren Namen Theo Schückings trägt. Ihre Schwester Gerhardine, die Witwe des

freisinnigen Mitglieds des preußischen Abgeordnetenhauses, Heinrich Rickert, hat in den schneeig weißen Stein die Worte einmeißeln lassen:

Du wählst das Gute, weil's das Gute ist,
Und eh du wähltest, hast du es getan.

So war sie, in diesen zwei Zeilen ist ihr ganzes Wesen gekennzeichnet. Wohl jedem, der sie gekannt hat! Er hat erfahren, daß Menschen leben, für die das Gute tun heißt, dem Gesetz ihrer eigensten Natur entsprechen.

Theo Schücking ruht in der Nähe des kleinen Tempels, in dem die Asche ihrer mütterlichen Freundin, Malwidas von Meysenbug, beigesetzt wurde. Das Frühjahr 1903 hat beide hinweggerafft, die vielgefeierte Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" und die feinsinnige Tochter des Schriftstellerpaares Levin und Luise Schücking. Rom, das ihre geistige Heimat gewesen ist, birgt nun ihren Staub, und liebreich bewahren treue Freunde, die hier leben, ihr Gedächtnis. Nicht vielen der Schläfer in diesem Gottesacker wird das zuteil. So mancher, sogar berühmte Name erweckt in uns nicht mehr das Bild einer Persönlichkeit. Und die andern, die hier Verlassenen? ... ein Blick auf ihr Denkmal, und wir gehen vorbei.

Da liegt eben auch Einer oder Eine von denen, die herkamen aus oft weiter Ferne, ſich Geſundheit zu holen oder Troſt im Leide, Zerſtreuung oder Nahrung für ihren Wiſſensdurſt, ihren Schaffensdrang. Gar oft aber auch greift uns der Inhalt einer Inſchrift an das Herz. Wir leſen vom ſchweren Abſchied, den Eltern von einem vielgeliebten Kind genommen, für das ſie Geneſung erhofften im milden Süden, wir erbauen uns an einem hehren Bibelſpruch, werden von freudiger Rührung erfüllt bei jeder mit frommer Zuverſicht ausgeſprochenen Hoffnung auf ein ſeliges Wiederfinden im ewigen Lichte.

Ein Grab iſt auf dieſem Campo ſanto, da hat der Schmerz der Sprache keinen Ausdruck entlehnt, er nahm von ihr nur die Worte: Maria Obolensky, Pietroburgo 1855. Luglio. Roma Marzo 1873. Dafür hat die bildende Kunſt eine erſchütternde Beredſamkeit entfaltet und ein unvergleichliches Denkmal aufgerichtet. Es erhebt ſich vor uns unter einem leichten Glasdach; die Säulchen, die es tragen, ſind von Efeu umrankt, er umſchlingt ſie in üppigen Gewinden, er klettert ſchon über das Dach, breitet wie beſchützend grüne Armchen über die erblindeten, milchweiß gewordenen Scheiben.

Mild abgedämpft fällt durch sie das Licht auf einen kleinen Bau aus Marmor — eine Gruft. Zur Spalte geöffnet ist einer ihrer eisenbeschlagenen Türflügel. Zwei hohe Stufen führen zum Eingang hinab, und auf der oberen ruht eine junge weibliche Gestalt. Sie trägt ein einfaches Gewand, dessen Falten sich dicht und weich an den zarten Körper anschmiegen. Ihr feiner Rücken ist gebeugt wie unter einer schweren Last, sie hat den Kopf abgewendet von der schauerlichen Tiefe und blickt vor sich hin, trostlos, wie fragend: Muß es sein? Ich bin so jung und doch nicht jung genug, um leicht zu sterben, wie Kinder sterben, weil sie noch nicht ahnen, wie schön das Leben sein könnte, wie köstlich schön!

Diese Gedanken schweben auf ihrer Stirn, ihr holdes Dulderangesicht spricht sie aus; das ganze Bildwerk atmet eine Trauer, von der jede kleinste Einzelheit durchatmet ist, jede Falte des Gewandes, jede Strähne der linden, reichen Haare, jeder Finger der verschränkten Hände. Gefaltet liegen sie auf dem rechten Knie, das linke ist gestreckt, und schon steht der Fuß auf der nächsten Stufe zum verhängnisvollen Eingang . . . Du armes Kind! je mehr ich mich in deinen Anblick

verſenke, je mehr belebſt du dich, und bekannte Züge ſehen mir aus deinen Zügen entgegen. Du haſt eine leid- und anmutvolle Schweſter, ein Dichterkind, aus dem Geiſt und dem Herzen Turgeniews geboren, Liſaweta Michailowna. Sie hat das Glück mit Augen geſchaut, hat es in ihren Armen ſchon gehalten und, kaum errungen, verloren. Du haſt vom Glück vielleicht nur geträumt, und deine Sehnſucht iſt verewigt in dieſem beſeelten Stein.

Ich habe das Werk bewundert und geliebt, aber den Namen des Meiſters, der es ſchuf, nicht gewußt. Jüngſt erſt wurde er mir genannt: — Antokolskij — und nun war das Geheimnis der Vollendung, die ich angeſtaunt hatte, mir gelöſt.

Am Tage unſeres Beſuches des Friedhofs der Fremden fanden mein treuer Wandergefährte und ich uns auch im Nationalmuſeum ein, dem mir beſonders lieben. Nicht bloß um der Schätze willen, die es enthält, auch als Bauwerk. Vor mehr als anderthalb Jahrtauſenden ein Teil der Diokletians-Thermen, dann Kartäuſerkloſter, heute der Aufenthalt edelſter Reſte griechiſcher und römiſcher Kunſt. Sie füllen die Säle des erſten Geſchoſſes, die herrlichen, nach Michelangelos

Entwürfen erbauten Säulenhallen, sie sind eingezogen in die einstige Domäne der schweigenden Brüder. Das kleine Haus eines Kartäusers umschloß, außer dem Wohnraum, eine Loggia, die zu einem Gärtchen führte. Die Mauern, von denen es umgeben war, begrenzten eng sein irdisches Bereich, hemmten aber nicht seinen weiten, freien Ausblick zum Himmel. Wer war's, der zuerst das Gärtchen bebaut und gepflegt hat? wer tat es nach ihm, und wer hat das Erbe ihres Fleißes angetreten? Wer hat die Zelle bewohnt, von deren Wänden uns jetzt heitere Darstellungen hellenischer Feste anlächeln, als diese Wände noch kahl und rauh waren und ihr ernster, ihr einziger Schmuck ein Kruzifix gewesen ist? — Hat ein menschen- und freudenmüder Weltmann vor ihm gekniet? Hat einen Forscher und Denker alle Weisheit und Wissenschaft auf weiten Umwegen am Ende hierher geführt zu den Füßen des Kreuzes? Hat vor dem Dornengekrönten ein großer Büßer auf dem Angesicht gelegen, und mußte auch sein Gebet lautlos sein und der Aufschrei seiner Inbrunst und seiner Reue auf seinen Lippen sterben?

Wenn sie wiederkehren könnten, die stummen Mönche, wenn sie den Kreuzgang durchschreiten würden, der in

ſeiner großartigen Einförmigkeit aufs Auge wirkt wie ein langgehaltener feierlicher Orgelton aufs Ohr — wenn ſie ihn belebt ſähen von den Werken einer heidniſchen Kunſt — Entweihung müßte es ihnen erſcheinen ... und überall träte ſie ihnen entgegen, auf Tritt und Schritt, wie in der Säulenhalle auch in dem zum Garten umgewandelten Kloſterhof. Sie grüßt noch aus Trümmern, die kunſtvoll auf dem Boden zerſtreut oder in grünen Gebüſchen halb verborgen ſind, ein Widerſchein antiken Geiſtes ſpiegelt ſich in Michelangelos Delphinenbrunnen, dem Mittelpunkt dieſer Wunderwelt.

Als wir vom Campo ſanto kommend an ihn herantraten und ſeinen ſpringenden Waſſerſtrahl im Sonnenglanz ſchimmern ſahen, berührte es uns eigentümlich ergreifend, daß auch hier — eine Tote lag. — Nicht jung die, und nicht ſchmächtig — eine halbtauſendjährige Rieſin mit grauem, ſchrundigem Leibe. Wie ein vorweltliches Ungeheuer nahm ſie ſich da hingeſtreckt aus: die vorletzte der noch übriggebliebenen Zypreſſen, die Michelangelo gepflanzt hat. In einer ſtürmiſchen Februarnacht ging ſie zur Rüſte. Hätte ſie Widerſtand geleiſtet, kurze Zeit, ein paar Wochen nur noch! Die

Rosensträucher, die rings um sie her sproßten, und bis hinauf in ihre höchsten Äste zierliche Ranken spannen, fingen schon an zu knospen. Wie bald, und sie hätten die Welke, die Morsche wieder umblüht und umduftet und jeden ihrer dürren Zweige und abgestorbenen Äste mit den Feuerfarben des Lebens und der Jugend geschmückt.

Aber — sie hat nicht mehr warten gewollt; zu bös hatte der strenge Winter ihr mitgespielt, zu arge Fröste hatten ihren greisen Körper durchzittert. Genug! knisterte es die verwitterte Rinde entlang, genug! brach es dröhnend aus den Höhlen ihres gewaltigen Stammes. Wie knapp am Boden abgehauen, sank sie nieder und ließ ihre Wurzeln der Erde und verletzte in ihrem Sturze keines der ehrwürdigen Reste in ihrer Nähe. Sachte legte sie ihr noch von einigen dunkeln Zweigen gekröntes Haupt auf den Boden hin, den Michelangelos Fuß betreten hat.

♥

Heimat.

Ein beſonders ſtiller Sonntagnachmittag im Sommer bei uns auf dem Lande. Aus dem Hauſe iſt alles ausgeflogen, die Spatzen in den Dachrinnen einzig ausgenommen. Im Garten herrſcht die ſchönſte Einſamkeit, lebendige, wonnige, atmende Ruhe. Feierlich breiten die Bäume ihre Zweige in die milde, regungsloſe Luft und trinken Sonnenſchein. Die Vögel haben ſich müde geſungen, kein einziges Stimmchen wird laut. Ich gehe langſam in den Laubgängen und zwiſchen den Wieſen hin und kann den Fuß auf keine Stelle ſetzen, die nicht vor langer, langer Zeit, oder vor einer noch nicht fernen, ein mir teurer Menſch betreten hat.

Sie alle haben den dankbaren, fruchtbaren Boden unſerer Heimat geliebt, und wenn ich über ihn hinſchreite, umgeben ſie mich, die Erbin dieſer Liebe, ſie mir ins Daſein, ich ihnen in den Tod getreu. Die Erinnerung knüpft ihre feinen, ſtarken Fäden, trägt mir liebe Bilder, liebe Worte zu. Auch manches begrabene Leid regt ſich, ein Widerſtreit erwacht.

Aber nur der Schatten ſeiner ſelbſt, ohne Härte und Herbigkeit.

Entſchwundene Zeit! Erſt das Heute lehrt, was in deinem Damals des Kampfes wert oder unwert war.

Wie die Linden duften! Süß und ſchwer, beinahe betäubend. Die alten Bäume ſind mit einem dichten Regen junger Blüten ganz überſchüttet. Schlußakkord vom Farbenjubel des Frühlings. Was jetzt erklingt in unhörbaren Tönen, aus dem tiefen Dunkel der Blutbuchen bis herauf zum waſſerhellen Ton des weißen Ahorns, iſt eine ſanfte Symphonie in Grün. In ihrer Lautloſigkeit ſchmeichelt ſie ſich dem Auge ein, wird ihm Erquickung und Labe. Es genießt mit Wonne alle Schönheit, die ihm entgegenquillt aus jedem Blatt am Baume, jeder Blume auf der Wieſe, genießt mit tiefem Entzücken den Frieden dieſer ſegensreichen Stunde.

Der Teich liegt ſo regungslos wie eine große Glasſcheibe und ſpiegelt den eintönig blauen Himmel wider. Ringsum in den Gebüſchen, da haben die Nachtigallen in ihrer Braut- und jungen Ehezeit goldig tönende Sängerkriege geführt, haben eins das

andere überboten mit Klagelauten flehender Sehnsucht, mit Flöten und Schluchzen, mit dem Jubeln und Jauchzen triumphierender, beglückter Liebe.

Jetzt ist es aus. Der kleine Vogel schweigt über die Familienfreuden und -sorgen, die er sich ersungen hat.

In den das Buschwerk überhängenden Zweigen hat sich etwas geregt und kommt herabgeflogen auf den Weg. Etwas Kleines, Herziges, Weiß und Schwarzes mit Spindelbeinen. „Guten Abend, Fräulein oder vielleicht Frau Bachstelze." Sie begibt sich dicht an den steinernen Rand des Teiches, der platt voll ist, läuft schnell und still wie eine Maus, bleibt stehen, tunkt den Schnabel ins Wasser, läuft ein Stückchen weiter, tunkt wieder, und so oft sie das tut, hat eine winzige Mücke ihre Existenz aufgeben müssen. Und wer weiß, was für eine fröhliche und ihrer Fröhlichkeit bewußte Mücke das war. Jetzt ist sie ein bewußtloser Bachstelzenbestandteil geworden.

So wäre denn eigentlich mein Traum vom unendlichen Frieden nun ausgeträumt. Was uns lebendig und glücklich scheint, lebt von Tod und Qual.

Die große Stille wird durch ein plätscherndes Geräusch unterbrochen.

„Da ſind Sie ja, Madame Schwalbe. Dürften wohl auf der Jagd nach einem fliegenden Wild etwas tiefer ins Waſſer geraten ſein, als Ihnen lieb war.“

„Durchaus nicht; es war ein Flugbad in der Eile. Ich habe ſechs aufgeriſſene Schnäbel zu ſtopfen.“

Richtig, ſechs Schwälblein, nicht größer als die Fauſt eines dreijährigen Kindes, hocken auf der Querſtange neben dem Teiche, die zum Ruheplatz für die noch nicht flugſichere Jugend angebracht worden iſt. Sie hocken und ſchauen und warten, und ſo geſchwind wie ein geſchleuderter Stein kommt die Mutter aus der Luft herabgeſtoßen und hat irgendein erbeutetes Lebeweſen, ein Würmchen, das ſich kläglich krümmt, eine Larve oder eine Fliege im Schnabel. Alle Wartenden ſtrecken die Hälſe und erheben ein ungeſtümes Geflatter. Dann Ruhe. Eins iſt mit einem guten Biſſen verſorgt worden, die andern ſind voll Neid, aber auch voll Hoffnung. Die Mutter iſt ja gleich wieder auf Raub ausgeflogen und auch bald wieder in Sicht. Neues Geflatter erhebt ſich, und abermals iſt ein aufgeriſſener Schnabel geſtopft worden. Und ſo weiter, einer nach dem andern, bis alle verſorgt ſind, keins vergeſſen worden und keins zweimal beteilt.

Frau Schwalbe hat zum Beſten der Brut ihre Grauſamkeiten mit großer Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe vollbracht.

Nach dem Abendeſſen die Lektion — ein Ballett in der Luft. Die Mutter, vielleicht auch der Vater, und eine Anzahl Verwandter, fliegen den Kleinen etwas vor, überbieten ſich an Grazie und Eleganz in ihrem lautloſen, wonnigen Gleiten und Schweben. In Ellipſen, in Spiralen, in engen und weiten Ringen kreiſen ſie über dem Waſſer, tauchen die Bruſt in ſeine Kühle, koſen ganz hingegeben mit weit ausgebreiteten Flügeln die linde Luft, die ſie ſanft und liebreich trägt, jagen einander nach, ſchießen plötzlich wie Pfeile in Wolkennähe empor.

Und die Kleinen gucken, gucken, gucken, ſtoßen einander an, fragen: Wollen wir's nicht auch probieren? — Und eins ſchüttelt ſich, hebt ſich, fliegt und — kann's, und iſt ein Meiſter ſchon nach dem erſten Verſuch.

Die übrigen laſſen ſich nicht ſpotten, folgen dem Beiſpiel, tun es glorreich, und große Freude über den famoſen Nachwuchs herrſcht in der ganzen Kolonie. Ein allgemeines lautes Gezwitſcher erhebt ſich, ſchallt

hell über den Teich, tönt beifällig von den Zweigen. Nun weh den Mückenschwärmen, die dort tanzen im Abendsonnenschein. Die fliegen können, werden auch jagen können. Gott behüte das kleine, lustige Mückenvolk vor dem Wolfshunger junger Schwalben.

„Wird sie nicht behüten", sprach eine alte Dicke, die es im Gedankenlesen weit gebracht haben mußte. „Sie, Angehörige der Würger, die alles fressen, nur daß es bei euch „essen" heißt, scheinen mir eine sentimentale Heuchlerin. Was steht denn Tausenden der Meinen von Ihresgleichen bevor, wenn wir im Herbst reisen, dem Licht und der Wärme nach. Wissen Sie das?"

„Ich weiß", erwiderte ich kleinlaut.

„Nun, wir Tiere klagen nicht und klagen nicht an. Wir jagen auch nicht zu unserm Vergnügen und fressen bloß aus Notwendigkeit; ohne Liebe und ohne Haß erfüllen wir das Gesetz des großen Tieres Erde, das einem allerhöchsten und unerforschlichen Schöpferwillen folgen und unaufhörlich Leben hervorbringen und verschlingen muß. Verstehen Sie?"

„Sehr gut."

„Und werden das Getier nicht mehr bejammern, das uns zur Nahrung angewiesen ist?"

„Nicht mehr.“

„Also, gute Nacht.“

Und sie flog fort, ihrem wohlbestellten Neste zu in einer Mauerritze des Pferdestalls.

Wieder herrschte eine melodische Stille, eine atmende Regungslosigkeit. Nur hoch oben im Wipfel der feinen, schlanken Birke schaukelten und wippten, wie spielend vor dem Schlafengehen, einige kleine Blätter. Langsam zog das graue Dämmern heran, und wieder erfüllte mich das Gefühl eines unendlichen Friedens. Doch war das nur der Abglanz des Friedens in meiner eignen Brust. In den Hainen, den Gängen, den Beeten drängten überall die Starken vor den Schwachen und diese vor noch Schwächeren ans Licht, entfalteten sich auf ihre Kosten, gediehen durch die ihnen entzogene Kraft.

Und mir war, als führe auch das scheinbar Lebloſe die Sprache der Schwalbe.

♥

Eine Heldin.

Wie hat der Sturm gerast, wie wanden und beugten sich die Bäume, wie schmerzlich stöhnte ihr Geäst! Die welken Zweige knisterten und brachen, vom Stiele gelöste Blätter und ein Schnee von losgerissenen Jasminblüten tanzten einen tollen Wirbeltanz, gequält schlug das hohe samenschwere Gras jagende, wild gekräuselte Wellen, und der Anblick, den der Garten bot, war der eines großen Leidens. — Blutbuche, du Blume unter den Bäumen, du üppigzarte mit dem dicht umwachsenen Stamme, den harmonisch, wie eine schöne Melodie ausklingenden Zweigen, empfandest die Qual am tiefsten. Gnade! spiele nicht so unbarmherzig mit mir! schienest du Sturmgepeitschte zu rauschen . . . Deine Nachbarin, die stämmige Fichte neben dir — die klagte nicht, die nahm den Kampf mit dem schonungslosen Elemente trotzig auf.

Vor Jahren, ja, da ist der Sturm ihrer Herr ge-

worden, mitten entzwei gerissen hat er ihren jungen, edlen Leib. Einer klaffenden Wunde glich der breite, schräge Spalt, der ihr Inneres bloßlegte. Ihr Haupt, das keine andere Last je getragen als die ihrer duftenden Zapfenkrone oder die silberweiß schimmernder Schneeflocken, das keine andere Berührung je gefühlt als die der Flügel kleiner Sänger, die es jubelnd und zwitschernd umflogen, ihr stolzes Haupt lag auf dem Boden, und elendes Gewürm kroch heran und ergriff Besitz von der Todgeweihten.

Aber durch die Äste des kräftigen Strunks ging ein wundersames Beben; sie reckten und streckten sich, die niedrigsten selbst, selbst die auf dem Wiesengrund ruhenden, bogen ihre Spitzen zur Höhe strebend empor, wie durchzittert von Sehnsucht und Ehrgeiz, selbst Wipfel zu werden . . . Und der zerspellte Baum wuchs und wuchs in verjüngter Kraft, nicht mehr schlank wie früher, rüstiger, gedrungener, dem Kampfe besser gewachsen; trieb Zweige voll Mark und Saft mit Nadeln schimmernd wie Seide, zäh und biegsam wie feinster Stahl und bekrönte sich mit einem pfeilgeraden majestätischen Wipfel.

So steht die Heldin heute da, und wenn die andern

Bäume wanken und ſich im Sturme biegen, läßt ſie ſich wie ſpielend von ihm ſchaukeln, und wenn die Gefährten ächzen und ſtöhnen, erhebt ſich in ihrem dunkeln Gezweige ein tiefes, faſt drohendes Murmeln; ſie klammert ſich mit ihren Wurzeln eiſenfeſt in die Muttererde und wiegt, umwettert und umtobt, in ſtolzer Ruh das immergrüne Haupt.

♥

Die Linden.

Da ſtehen wir, die alten Linden und ich. Sie in vier langen Reihen auf dem breiten Wege, ich auf der Rampe, die neben ihm herläuft. Da ſtehen wir und ſehen einander an.

Was iſt aus uns geworden? Was aus mir, die ſo müd an euch vorüberſchleicht, und was aus euch? Wißt ihr noch, Linden, daß ihr einſt üppige grüne Gewänder trugt, die ſamtweich und ſeidig ſchimmernd an euch niederwallten und ſich auf dem Raſen ausbreiteten wie Schleppen von Königsmänteln? Wenn der Wind euer Laub durchrauſchte, gab es ein Brauſen

wie von Orgelklängen, und ihr recktet und wiegtet euch voll Majestät in der gewaltigen Melodie. Und wenn leise Lüfte in eurer Blätterunendlichkeit spielten, da war's wie ein Traum von lieblichen Liedern, ein geheimnisvoll wortloser Gesang, der mein Kinderherz mit einer unaussprechlich großen Seligkeit erfüllte, von der heute noch, wenn ich seiner gedenke, ein Reflex in mir erwachen kann.

Nun brauset und orgelt und singt ihr nicht mehr. Ihr stöhnt und knirscht, wenn der Sturm euch schüttelt; knisternd lösen sich dürre Zweige und Reislein von eurem Geäst und bedecken den Boden rings um eure einst kraftstrotzenden Stämme. Wie gespaltet und zerklüftet sehen die aus, wie neigen einzelne von ihnen sich so müde zur Seite, voll Sehnsucht, an die Brust der Mutter Erde zu sinken. Mein grüner Dom, unter dessen lebendiger Kuppel ich gewandelt bin in wonnigen Andachtsschauern, wo ich gejubelt, gebetet, angebetet habe, was ist aus dir geworden?

Traure nicht über uns, tönt es mir von den Linden zurück. Wir werden noch vielmals unser Laub jugendfrisch erneuern und es mit einem duftenden Blütenschleier überziehen, und Hunderte von Vögeln werden

in unſern Zweigen niſten und Millionen Bienen uns ſummend umſchwärmen, während hier auf Erden jede Spur von dir verweht ſein wird. Wir werden nicht um dich trauern, traure du nicht um uns. Und auch nicht um die Zeit, in der unſere Enge deine ganze Welt umſchloß. Wir haben dir breite Fenſter in unſerm Dickicht geöffnet, blicke hinaus. Vor dir liegt das heimatliche Land, von dem jede Scholle dir teuer iſt, und ein Stück der Unendlichkeit des Himmels. Blicke hinaus ins Begrenzte und Unbegrenzte, tu's mit der verdoppelten, vertauſendfachten Liebe des Scheidenden, tu's mit der ſeligen Wehmut des Entwachſenden. Segne, benedeie, träume deine letzten dunkelhell beſchwingten Erdenträume vor dem Erwachen in der Ewigkeit.

♥

Ich habe kleine Wahrzeichen, an denen ich die Menſchen zu erkennen glaube. So, zum Beiſpiel, bilde ich mir ein, daß, der nicht heiß und inbrünſtig gebetet hat, wenn auch nur ganz kurz, in einem großen, ſchwerwiegenden, nie vergeſſenen Augenblick höchſter, ſchmerzlichſter Not oder höchſter Glückſeligkeit, immer etwas Ungelöſtes in ſeiner Seele behält, eine unerſchloſſene Knoſpe, einen unbefruchteten Keim. Er kennt den höchſten Aufſchrei des Menſchenherzens nicht — das unwillkürlich herausgeſtoßene Gebet. Er wird unzugänglich ſein für alles, was ſich der Herrſchaft des Verſtandes entzieht, er wird kein Verſteher ſein, wenn auch klug, gut und hilfreich ſeiner Abſicht nach. Im ſchönſten Fluß unſerer liebſten und beſten Gedanken werden wir bei ihm plötzlich wie auf eine Eisſcholle ſtoßen. Es hat ſich in ihm nie das ſchönſte Wunder begeben.

♥

Wir erheben uns nie höher, als wenn wir in Gedanken verſinken.

♥

„Du biſt erbärmlich, du biſt nichts," ſprach der Gedanke zum Einfall. Dieſer erwiderte: „Ich möchte wiſſen, ob du dich irgendwo einfinden kannſt, wo ich nicht früher geweſen bin."

♥

Talent iſt Glück — doch wenn es ſich entfaltet
Durch Mut und Kraft in reicher, voller Pracht,
Dann ward zur Frucht die Blüte ausgeſtaltet,
Wir haben dienſtbar uns das Glück gemacht.

♥

J. F.

„So".

Es war merkwürdig, was sie aus diesem „So" zu machen wußte. Wenn sie es sagte, im ernsten Gespräch mit einem ihr geistig Ebenbürtigen, langsam und nachdenklich, da kam es wie eine Pause auf dem Wege des Suchens nach dem letzten Grund der Dinge. Wenn es bestimmt und durchdringend klang, dann bekräftigte sie damit einen ihrer weisen und ureigenen Gedanken. Ein anderes Mal warf sie es leicht hin, als bequemes Auskunftsmittel, als ein Zeichen barmherziger Anteilnahme, wenn ein Langweiliger redete, den niemand anhören wollte. Sie sagte es heiter, aufmunternd frisch, wenn einer einen Ausspruch getan hatte, der ihr gefiel, und dann tat es dem, dem es zugestimmt, mehr Ehre an, als Lob- und Preisgesänge aus dem Munde Vieler getan hätten.

♥

„Das Jahr 1804, Kants Todesjahr, ist Feuerbachs Geburtsjahr gewesen. Kant hat das Werk der deutschen Aufklärung abgeschlossen und dem neuen deutschen Idealismus die Bahn geöffnet. ‚Feuerbach singt der nachkantischen Spekulation das Todeslied.' Er schließt den Bund mit der Naturwissenschaft, ruft die Philosophie auf den festen Boden der Realität zurück," sind Worte von Professor Dr. Friedrich Jodl.

So dürfte man vielleicht sagen: Die Psychologie hatte sich verstiegen. Da kam die Physiologie und zeigte ihr den Weg.

♥

Der still beherzt um höchste Güter wirbt,
Dem stirbt die Welt, bevor der Welt er stirbt.

♥

Sich glücklich fühlen können auch ohne Glück — das ist Glück.

♥

Hast du ein feines, leishörendes Ohr,
Den Stimmen des Weltalls zu lauschen,
Dann tönt dir aus kleiner Muschel hervor
Des Meeres Branden und Rauschen.

♥

Wenn ich nicht schlafen kann, rufe ich meine Gedanken und sage: Kommt, unterhaltet mich, meine Gedanken!

♥

Ein Grammatiker war gestorben. Er hatte eine glückliche Ehe mit seiner Frau geführt, obwohl die Gute, allen seinen Bemühungen zum Trotz, nie korrekt sprechen lernte. Nach seinem Hinscheiden warf sie sich verzweifelnd über seine Leiche und rief: „Wie soll ich leben ohne dir?"

„Ohne dich," verbesserte der Tote.

♥

Eigensinn, Rückgrat des Schwachen.

♥

Der alte Meister.

„Wir befehden dich, warum nimmst du den Kampf nicht auf?"

„Weil ich eure Zukunft schon als Vergangenheit sehe."

♥

St. Gilgen.

Auf meinem Heimweg vom Spaziergang ſchloß eine Bäuerin ſich mir an. Wir plauderten. „Neulich“, erzählte ſie mir unter anderem, „hat eine Dame einer armen Frau zwei Kronen geſchenkt. Die is nach Haus gegangen und hat ihrem Mann das Geld gezeigt. Zuerſt fahrt er ſie an: ‚Haſt vielleicht gebettelt?‘ Dann beſinnt er ſich, daß er jetzt ſeine Schuld im Wirtshaus zahlen könnt, und ſagt: ‚Gib her!‘ Aber ſie weigert ſich, ſie braucht das Geld ſelbſt zum Ankauf einer neuen Sichel. Der Streit war gleich fertig, ſie ſind „raufet“ worden, und er hat ſie ſo hart an die Wand geworfen, daß ſie umgefallen is und ſich ein paar Rippen gebrochen hat. Die Tochter weint und ſchreit, rennt um den Doktor, der kommt, hilft die Frau ins Bett bringen, unterſucht, macht Umſchläge, verſpricht, daß bald alles wieder gut wird, und begehrt für ſeine Mühe zwei Kronen.

‚Jeſſes,‘ ſagt der Mann, ‚nein, das Glück, daß wir die zufällig grad im Haus haben.‘“

♥

Beim Vorleſen einer meiner Arbeiten.

Wenn die Zuhörer nicht gleich in Ekſtaſe geraten, denk ich: „Da haben wir's! einmal wieder etwas Mißglücktes!“ Und geraten ſie in Ekſtaſe, dann denk ich: „Sie verſtehen nichts.“

♥

Daß alles vergeht, weiß man ſchon in der Jugend; aber wie ſchnell alles vergeht, erfährt man erſt im Alter.

♥

Von ſo manchem Buche kann man ſagen: Dran iſt viel, aber drin iſt nichts.

♥

Abgeſchrieben kann das Leben nie werden, dazu iſt es zu reich.

♥

Was du ſagen willſt, ſagen können, wie du willſt — hohe Kunſt.

♥

Mitrennen aus Angſt, für einen lahmen Alten gehalten zu werden, wie erbärmlich! Beſſer tauſendmal, ſich von dem vorwärtsſtürmenden Troſſe zertreten als ſich von ihm fortreißen zu laſſen.

♥

O ja, es gibt ein Mittel, die Ehen und die Literaturen zu verbeſſern: Abſchaffung der bräutlichen Mitgift, Abſchaffung der Schriftſtellerhonorare.

♥

Es iſt für unſere Seelenruhe ebenſo notwendig, vergeſſen können, wie nicht vergeſſen können.

♥

Auch nicht geſchriebene Briefe kommen manchmal an.

♥

Sich verbeißen in ſeine Arbeit, auf ſie hoffen, an ihr verzweifeln, mit ihr ringen bis zur Erſchöpfung, bis zur Selbſtvernichtung — es iſt eine Qual, aber eine mit Glückſeligkeit verwandte.

♥

An Louiſe Schönfeld-Neumann

(7. Dezember 1901).

Die Blumen hold, die deine Kunſt uns ſtreute,
Du Vielverehrte! ſie verblaſſen nicht;
Vor unſern Augen ſtehen ſie noch heute
In Farben licht.

Den Blumen, die ſo reich in Andrer Leben
Dein edler Geiſt und deine Güte flicht,
Auch ihnen wurde Zaubermacht gegeben,
Sie welken nicht.

Wenn Blumen nun bei deinem Feſt erſcheinen, —
In ſtiller Schönheit prangen ſie ja wohl —
Dann ſind von all der Lieblichkeit der Deinen
Sie nur Symbol.

♥

Auf dem Heimwege aus einer großen Geſellſchaft iſt mir heute dieſes Märchen eingefallen.

Es war einmal ein alter, weiſer König, der ſo viel nachgedacht und ſtudiert hatte, daß er darüber völlig den Schlaf verlor. Die berühmteſten Ärzte wurden berufen, verſchrieben die bewährteſten Narkotika, er-

fanden neue, wandten ſie an, — nichts half. Die Schlafloſigkeit des Königs wurde immer unerträglicher, und die Doktoren rieten ihm endlich, alle Medikamente aufzugeben und ſein Heil in der Langweile zu ſuchen. Unermeßliche Langweile, meinten ſie, müſſe ihm doch Schlaf bringen. Er faßte Vertrauen zu dieſer Methode, umgab ſich mit den fadeſten Menſchen des Landes, ließ ſich die „Familie Halden“ und den „Tom Jones“ vorleſen. Wer irgend im Rufe ſtand, langweilig zu ſein, erhielt einen Poſten am Hofe des Monarchen, und der Verfaſſer eines Theaterſtücks, bei deſſen Aufführung nicht nur das geſamte Publikum, ſondern auch — nie dageweſen! — der Dichter ſelbſt einſchlief, bekam den Staatspreis.

Aber leider, ihren wahren Zweck erreichte die Dichtung nicht; der König blieb wach in ſeiner Loge, bis endlich auch die Schauſpieler einſchliefen und die Aufführung ein Ende hatte. Damit die Ruhe des Herrſchers ungeſtört ſei, wurde vollkommene Lautloſigkeit zum Geſetz erhoben. Wagengeraſſel war verpönt, den Hunden das Bellen bei Strafe ewiger Gefangenſchaft unterſagt. Im Parlamente wurden alle Pultdeckel abgeſchraubt, reden durfte nur, wer ſtockheiſer war, und

ſogar Ohrfeigen durften nicht ſchallen. Ehemalige Ausrufer mußten lernen ſich in der Zeichenſprache auszudrücken; nur die Taubſtummeninſtitute genoſſen den Vorteil, von der Schweigkommiſſion unbeläſtigt in den Straßen zu ſpazieren.

Zuletzt ſchien die Hauptſtadt bloß von Maulwürfen bewohnt.

In dieſe Lautloſigkeit brach eines Morgens plötzlich ohrenbetäubender Lärm herein. Die Bevölkerung drängte ſich jauchzend und ſchreiend dem Tore zu, durch das der Königsſohn an der Spitze ſeines Heeres eingezogen kam, ruhmgekrönt, als Sieger über den Erbfeind, den er in einer Reihe glorreicher Schlachten gänzlich niedergeworfen hatte. Unter Fanfaren, Trompetengeſchmetter und Paukenſchlägen marſchierten die Regimenter ein. Das Volk jubelte, brüllte. Der Prinz wurde ſamt ſeinem Berberhengſte in die Höhe gehoben und unter frenetiſchem Triumphgeſchrei zum Königsſchloſſe getragen.

Der alte, ſchlafloſe König wankte ihm bis zur Terraſſe der breiten Freitreppe entgegen und begrüßte mit weit ausgeſtreckten Armen ſeinen Heldenſohn.

Mit noch höherem Entzücken wurde der Prinz von

seiner Braut, der schönsten Prinzessin der Welt, erwartet, und die Hochzeitsfeierlichkeiten sollten sogleich stattfinden.

Der König befahl, sie prunkvoll auszurichten. Je lärmender, lauter und lustiger es dabei zuging, um so besser. Er erklärte, an allen Vergnügungen teilnehmen zu wollen und verbat sich die Einsprache seines Sohnes und der Ärzte.

„Was hätte ich noch zu fürchten, da ich nichts mehr zu hoffen habe?“ sagte er. „Die schönste, kunstvollste Langweile hat mir auch nicht eine Stunde Schlaf gebracht, ihr zum Trotze gehe ich elend an Schlaflosigkeit zugrunde, bin aufgegeben und wünsche mir nur noch ein baldiges Ende. Laßt mich tun, was ich kann, um es herbeizuführen.“

So gab es denn Festlichkeiten im ganzen Lande, und die des Hofes eröffnete eine großartige Brautsoirée, zu der alles geladen wurde, was nobel und vornehm war.

Die Unterhaltung befand sich im vollen Gange, als der König erschien und nachdrücklich verlangte, daß um seinetwillen auch nicht ein einziges Gespräch unterbrochen werde. Aufmerksam folgte er der Konversation, die unermüdlich dahinfloß wie ein Wässerchen

im Rinnſal. Manchmal erhob ſich ein Gekicher, oder es wurde laut gelacht über einen Witz, eine Anekdote, eine üble Nachrede; aber die Sache kam dem König ziemlich ſchal vor, er ſtaunte über die Geiſtestemperenzler, die ihr Genügen fanden an ſo magerer Koſt, und gedachte in ſeiner Güte ihnen eine beſſere vorzuſetzen.

„Was ſagen Sie denn, meine Herren und Damen,“ fragte er, „zu unſerem großen Aſtronomen, der neulich einen neuen Planeten entdeckt hat?“

Keine Antwort. Die Angeredeten ſahen einander verſtohlen an. Einzelne ſchwache: „Ach ja!“ ließen ſich vernehmen. So manchen jungen, hübſchen Mund umflog ein ſpöttiſches Lächeln, der getreue Hofſtaat war von Beſtürzung ergriffen. Einer der edlen Diener las vom Geſicht des andern den ſchmerzlichen Gedanken ab:

„Unſer guter Herr wird ſchwach. Jetzt ſpricht er in Geſellſchaft gar von Planeten!“

Der König bemerkte, daß er mit ſeinem Ausflug ins Aſtronomiſche keinen Erfolg gehabt hatte, und begann von Büchern zu reden, von Kunſt und Künſtlern und von allerlei ſehr intereſſanten Dingen, machte aber damit ebenſowenig Glück wie mit ſeinem Planeten.

Halb und halb verlegene: „Ach ja!“ ließen ſich abermals hören, ein zuſtimmendes Räuſpern kam zutage, dann begannen die in einiger Entfernung Sitzenden und Stehenden miteinander zu flüſtern, ihre Nachbarn miſchten ſich ein, man klatſchte und lachte, man unterhielt ſich wieder, befand ſich wieder in ſeinem Element, die fröhliche Ungeniertheit war zurückgekehrt. Und wenn der hohe Gaſtgeber ein Wort einwarf, zerplatzte es — obwohl das Wort eines Weiſen und eines Königs — wie ein Bläschen im Gerinſel.

Der alte Herrſcher ſah ein, daß er ſich's gönnen dürfe zu ſchweigen, weil er aber die Wohlerzogenheit ſelbſt war, gab er ſich alle erdenkliche Mühe, aufmerkſam zuzuhören. Es koſtete ihn eine große Anſtrengung, erſchöpfte ihn. Sein Geſicht wurde immer bleicher, die Spannung der Züge ließ langſam nach, der Glanz der Augen trübte ſich . . . Und nun — der Arzt, der ſeinen erlauchten Patienten unabläſſig beobachtete, wagte kaum zu glauben, was er ſah — Seine Majeſtät hatten die Hand mit dem Taſchentuch zum Munde gehoben, um ein Gähnen zu verbergen. Seine Majeſtät hatten — das ſeit Jahren nicht mehr Erlebte war geſchehen — Seine Majeſtät

hatten gegähnt! . . . Nicht lang, und die seltene Erscheinung wiederholte sich, das Haupt des Königs sank in die Kissen des Sessels zurück, die Augen schlossen sich — er schlief.

Zugleich mit dem Arzte war der Prinz des Wunders gewahr worden und hätte beinahe einen lauten Freudenschrei ausgestoßen, doch bezwang er sich, blickte im Kreis umher und legte, gebieterisch Ruhe fordernd, den Finger an die Lippen. Aber der Doktor winkte mit ausgebreiteten Armen.

„Weiter reden! weiter reden, ums Himmelswillen! . . . O Prinz, sehen Sie diesen tiefen, gesunden, wonnigen Schlaf! Gepriesen sei der gnädige Zufall, dem die Wissenschaft einmal wieder eine herrliche Entdeckung verdankt: Das Arkanum gegen die Schlaflosigkeit der Weisen ist gefunden, es heißt: Die Salongespräche der Weltleute!"

♥

Seine Leidenſchaften überwunden haben, aber fähig geblieben ſein jeder höchſten und tiefſten, jeder feurigſten und jeder zarteſten Empfindung, das wäre ein idealer Zuſtand.

♥

Zu viel Talent kann man nicht haben, aber zu viele Talente.

♥

Boccacios Novellen und die Briefe der heiligen Caterina von Siena, wie weit ſie auch ſonſt auseinanderliegen, enthalten die erſte klaſſiſche Proſa Italiens und werden heute noch als muſtergültig angeſehen.

(Aus einem Buche, deſſen Titel ich vergeſſen habe.)

♥

Der Roman „Phädra“ von Malvida von Meyſenbug konnte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lang keinen Verleger finden, weil er für unmoraliſch erklärt wurde. In unſeren Tagen würde höchſtens ſeine Lehrhaftigkeit die Bedenken der Verleger erregen.

♥

Wenn die Leidenſchaft räſoniert, déraiſoniert ſie.

♥

1903.

Der alte Direktor der Pariſer Académie des inscriptions, dem ein Gefäß mit dem Zeichen: «M. J. D. D.» vorlag, entzifferte aus dieſen Buchſtaben die Huldigung: «Magno Jovi Deorum Deo.« Aber das verwitterte Gefäß war ein halb zerſtörter Senftopf und ſeine Inſchrift eine Verkürzung der Worte: «Moutarde Jaune de Dijon.»

(Neue freie Preſſe: „Falſchkünſtler und Kunſtfälſchung." F. Sch.)

♥

Ein Leid, das die Menſchen uns antun: ein Leid, das wir durch das Schickſal aus zweiter Hand erfahren.

♥

Mit einem Buche:

Ob es in dieſer Welt
Sich wirklich ſo verhält,
Dafür kann ich nicht ſtehn,
Ich — hab es ſo geſehn.

♥

„Auf der Erdenwelt, die ich so oft mit meinen Besuchen beehrt habe, sieht es jetzt gar nicht so aus, wie's mir wohlgefällig ist," sagte Zeus. „Geht einmal hin, einige dienende Geister, untere Götterchen, und tilgt mir eine Anzahl übler Eigenschaften aus der Erdenwelt fort."

Die Abgesandten beeilten sich, den Befehl zu erfüllen. Sie säuberten, fegten, rupften, waren schon seit einiger Zeit in voller Tätigkeit, als, mit fliegenden Haaren, keuchend, händeringend, die Wohltätigkeit einhergestürmt kam. „Was tut Ihr?" rief sie von weitem schon. „Unselige, was fällt Euch ein? ... Seht mich doch an, ich bin abgemagert, meine rosigen Wangen sind erblaßt, meine strotzende Fülle ist dahin, Ihr Tölpel habt die Eitelkeit weggeputzt!"

♥

Wir erhalten den Umgang mit so manchen Menschen, die uns wert und auch notwendig sind, sehr oft nur um den Preis kleiner Verlogenheiten aufrecht. Diese kleinen Verlogenheiten pflegt man Rücksichten zu nennen.

♥

Was ist der Ruhm eines Seiltänzers in den Augen eines Gelehrten? Was ist der Ruhm eines Gelehrten in den Augen eines Seiltänzers?

♥

„Dank! Dank!“ sagte ein großer Lump zu seinem Wohltäter, der ihm abermals aus der Not geholfen hatte. „Ich werde Sie nie wieder anbetteln.“

Der Wohltäter lächelte: „Dein Elend wird für dich betteln,“ erwiderte er.

♥

Eine etwas ältliche Verliebtheit und eine ganz junge Langeweile saßen einander gegenüber, wechselten schiefe Blicke und dachten beide im stillen:

Wirst du mich oder werde ich dich fressen?

♥

Vom Arzte und vom Lehrer wird verlangt, daß er Wunder tue, und tut er sie — wundert sich niemand.

♥

Der erſte Glückliche war der erſte Beter.

♥

Die Kunſt ſoll ſein ein Gotteshaus:
Tritt fromm hinein, tritt kühn heraus.

♥

An einem ſchönen Sommerabend erhob ein Grillchen ſeine Stimme und zirpte laut und anhaltend. Ein kleiner Knabe wurde aufmerkſam, horchte ganz entzückt, legte den Finger an den Mund und mahnte einige Erwachſene, die plaudernd daſaßen:

„Seid ſtill, hört zu, hört zu! — es ſchlägt eine Nachtigall ...“

Man lachte ihn aus und er ſchämte ſich bitter und tief.

Aber ein alter Mann trat zu ihm und tröſtete ihn: „Laß ſie lachen. Ich müßte weinen an dem Tage, an dem du eine Nachtigall ſchlagen hören und achſelzuckend ſagen würdeſt: „Es hat nur eine Grille gezirpt!“

♥

Ein Sprüchlein, von meinem Vater oft wiederholt:

„Ich habe gehabt," ist ein armes Wort.
„Ich hätte gern," ist töricht,
„Ich werde haben," ist auch kein Hort,
„Ich habe," das klingt gehörig.
Drum was du hast, das halt für viel,
Wünschen, hoffen, kennt kein Ziel.

♥

Was ist das für ein armes Leben, das nicht reich an Leiden war!

♥

Ich habe gegen das Büchlein „Aus Franzensbad" die selbe Abneigung, die manche Mutter gegen ein vor der Ehe geborenes Kind hat.

♥

Zuhören können. Es gehört dazu die Fähigkeit der Selbstentäußerung und Aufnahmsfähigkeit, und wenn es sich um ernste Dinge handelt, Wissensdurst. In vielen Fällen aber braucht man, um einen guten Zuhörer abzugeben, etwas schauspielerisches Talent.

♥

„Werde ich das Ziel meiner Sehnſucht erreichen?“ fragte ein Ehrgeiziger den pythiſchen Apoll und erhielt die Antwort:

„Gewiß.“

„Gewiß? O göttliche Verheißung!“ rief der Ehrgeizige glücktrunken aus. Meine Wünſche werden erfüllt — alle erfüllt?“

„Alle.“

„Auch die kühnſten?“

„Auch die.“

„Sei geprieſen, Du Göttlicher, auch die! Und wann?“

„Sobald dir an ihrer Erfüllung nichts mehr liegt.“

♥

Durch wie viel Kompliziertheit muß man ſich durchringen, bis man endlich zur Einfachheit gelangt.

♥

Die Vergnügungsſucht iſt unerſättlich und frißt am liebſten — das Glück.

♥

Schutzengel. Von Sladek.

(Aus dem Böhmiſchen.)

Es wallt zu meinem Bettchen
Ein Engel Gottes her;
Ich glaub, wir ſind mit Kettchen
Verbunden, ich und er.

Ich ſeh ihn oft im Traume
Bewachen meine Ruh,
Mit warmem, weichem Flaume
Deckt er mich liebreich zu.

Und wird mir manchmal bange
Im Schlaf, halb unbewußt,
Da küßt er meine Wange,
Drückt mich an ſeine Bruſt.

Wie Sommerluft ſo milde
Haucht er: „mein Sternelein“.
Wenn nicht ein Traumgebilde,
Iſt's wohl mein Mütterlein.

♥

Die Hoffnung auf den Sperling fern am Dachesrand
Iſt ſchöner als die ſchönſte Taube in der Hand.

♥

Kein andres Leiden braucht ſo viel Teilnahme und findet ſo wenige, wie das ſelbſtverſchuldete.

♥

Der Armſte bettelt um eine von Not und Qual befreite Stunde, der Arme betet um einen ſchönen Tag, der Reiche verlangt ein glückliches Leben.

♥

„Wie ſchwer erträgt derjenige die harte Zucht des Lebens, der die Zucht der Schule nie erfahren. Das werden die jüngſten unter den gegenwärtigen Generationen, die unter dem Zeichen der Milde ſcheinbar ſo herrlich heranwachſen, einſt noch zu ſpüren bekommen."

Prof. Dr. Auguſt Sauer.

♥

Die Störungen gehen vorbei, aber die Furcht vor den Störungen bleibt immer.

♥

Die vielen toten Gegenſtände, die uns an Lebendiges erinnern, werden ſelbſt lebendig.

♥

Da kommt ein Beſucher und ſagt in höchſt bedauerndem Tone: „Sie ſind allein?" Der Arme! wenn er wüßte, wie gut umgeben ich war — bevor er kam.

♥

Ich liebe viele Menſchen, aber die Vielen liebe ich nicht.

♥

Dilettanten haben nicht einmal in einer ſekundären Kunſt etwas Bleibendes geleiſtet, ſich aber verdient gemacht um die höchſte aller Wiſſenſchaften, die Philoſophie. Den Beweis dafür liefern: Montaigne, La Rochefoucauld, Vauvenargues.

♥

Die Jugend iſt außerordentlich gut gegen mich, und ich erkenne es mit größter Dankbarkeit an. Manchmal komme ich mir aber doch vor wie der ur-uralte Papagei, den niemand mehr verſtand, weil er eine tote Sprache ſprach.

♥

Die Klugen ſind nicht treu.

♥

Ich war ein junges Mädchen, beinahe noch ein Kind, meine traumhaften Anſichten, meine Sympathien und Antipathien wechſelten wie Aprilwetter; aber eines ſtand immer klar und felſenfeſt in mir: die Überzeugung, daß ich nicht über die Erde ſchreiten werde, ohne ihr eine wenigſtens leiſe Spur meiner Schritte eingeprägt zu haben.

♥

Viel getan haben, heißt oft Undank ernten; zu viel getan haben, heißt immer Undank ernten.

♥

Das Talent hat dem Kunſtgeſetz entſprochen, bevor es von ihm wußte; der edle Menſch hat das Gute getan, ohne damit ein Moralgeſetz erfüllen zu wollen.

♥

Wie vieles wurde nur aufgeſchrieben, um wieder ausgeſtrichen zu werden, und hat doch aufgeſchrieben werden müſſen.

♥

Für den Ballabend der „Concordia", am Kaiſertag.

Wir feiern dieſes Jubeljahr
Nach unſrer Art und Weiſe,
Ein jeder bringt ſein Scherflein dar
Zu deſſen Ruhm und Preiſe.
Man gibt ſogar ſich ſelbſt ein Feſt
In ſeines Kaiſers Namen;
So tanzen denn zu allerbeſt
Auch hier die Herrn und Damen.

Doch wenn ſich dreht und ſchwingt ſich
Der anmutsvolle Reigen,
Wie tönt es oft ſo feierlich
Aus munterm Klang der Geigen;
Liegt doch gar edle Melodie
All der Muſik zugrunde,
Wir lieben ſie, wir ſangen ſie
Schon einſt mit Kindermunde.

Und heut bei Tanz und Fröhlichkeit
Klingt leis im Ohr das alte,
— Ein Lied, uns heilig und geweiht —
Das teure „Gott erhalte!"

♥

Die Bauern in der Umgebung von Certaldo, wo Boccaccio ſeine letzten Tage verlebte, hielten ihn für einen Zauberer. Sie waren überzeugt, er vermöge, an einem Rande des tiefen Tals hinſchreitend, mit einem einzigen Winke eine Brücke aus Kriſtall zum jenſeitigen Rand hinüber zu werfen. Auf dieſer ſchritt er ruhig dahin, hoch erhaben über die Menſchen und ihre Wohnungen.

♥

Wenn Ihr es doch glauben wolltet, Ihr raſtlos Suchenden: Nur in göttlicher Naivität wird das große Kunſtwerk geſchaffen.

♥

Nichts iſt anſteckender als das ſchlechte Beiſpiel, das der Feind dem Feinde gibt.

♥

Ich bin ein Kind meiner Zeit und will es ſein, aber ein Kind meiner Tage will ich nicht ſein.

♥

Ohne unbewußte Vorausſicht kein Talent.

♥

Die genialе Frau Amalie Haizinger war mit Begeiſterung nicht bloß Schauſpielerin, ſondern auch Komödiantin. Ein Beiſpiel davon gab ſie uns nach einem Diner bei Baronin Stolzenberg. Sie hatte, ſprühend von Witzen und guten Einfällen, die ganze Geſellſchaft köſtlich unterhalten und war nun im Begriff, ſich zu empfehlen.

„Nächſtens komme ich zu Ihnen," ſagte ſie zur liebenswürdigen Hausnichte, die ihr das Geleite gab.

„Das wird mich außerordentlich freuen, aber Sie finden mich nicht mehr in meiner früheren Wohnung. Ich bin in das Haus des Baron F.... in der Kärntnerſtraße gezogen."

Frau Haizinger blieb ſtehen: „Wie? Was? ... In dem ſei Haus? Na, ich dank! da bleiben Sie keine ſechs Wochen. Das iſt von allen Wiener Hausherren der zuwiderſte, ſekkiert ſeine Parteien aufs Blut. Ein wüſchter Kerl."

In dem Augenblick öffnete ſich die Tür, der Diener meldete: „Herr Baron F....", und der trat ein.

Mit Frau Haizinger ging plötzlich eine vollkommene Veränderung vor. Eitel Liebenswürdigkeit, erhob ſie die Arme und rief dem Baron zu: „Ein gutes Omen, murmelte das Volk,' grad haben wir von Ihnen geſprochen. Ich hab meiner lieben Freundin gratuliert. Sie iſt ja überſiedelt ins F'ſche Haus. Na, beſſer aufgehoben könnt ſie nirgends ſein, nicht einmal in Abrahams Schoß."

Der Baron, ſolcher Lobſprüche ganz ungewohnt, nahm ſie mit um ſo größerem Wohlgefallen auf, deprezierte und dienerte äußerſt geſchmeichelt.

Sie aber, die ihrem Beruf immer Getreue, wandte den ſchönen Kopf, blinzelte zu uns herüber, und ihre Augen, die ſchon ſo viele bezaubert hatten, fragten: „Habe ich gut geſpielt?"

Wir mußten uns zuſammennehmen, um nicht zu applaudieren.

♥

Der von einem ausgezeichneten Lehrer nicht alles ertragen kann: Härte, Hohn, Prügel, iſt kein lernbegieriger Schüler.

♥

Ich habe mein Leben damit zugebracht, nicht nur den andern, ſondern auch mir ſelbſt zu ſagen: So ſind wir! Seien wir vernünftiger und beſſer. Mein Predigen hat den anderen nichts genützt, ſie fragten nur: Was haben wir ihr getan, daß ſie uns haßt? Daß ich ihnen aus Liebe predigte, merkten ſie nie. Ihnen nützte ich alſo nicht. Mir ſelbſt aber habe ich genützt. Ein ſchlechter Prediger, der nicht vor allem ſich ins Gebet nimmt. Nun, das darf ich ſagen, weil es wahr iſt: Ich nehme mich ins Gebet.

♥

Morgengrauen.

Was regt ſich in der Dämmerung
Wie lautlos leiſes Klingen?
— Es iſt der Tag, der ſchon beginnt
Sein ſchaffend Lied zu ſingen.

♥

Gorki ſagt: „Ich liebe Turgenjew, er iſt ein ſo ſanfter und angenehmer Schriftſteller. Wenn wir ihn leſen, iſt uns, als ob wir geſchlagene Sahne trinken würden. Wir denken: Es iſt lange her, ſeitdem ſich das ereignet hat; es iſt überlebt."

O Gorki! dein Name wird verraucht ſein wie Qualm, während der Name Turgenjew noch wie ein Stern leuchten wird.

♥

„Man hat ſeine Langweiligen, wie man ſeine Armen hat," ſagte eine franzöſiſche Dame. Wohl! und unſere Barmherzigkeit wird durch jene auf eine viel härtere Probe geſtellt als durch dieſe. Die Armen verlangen demütig unſer Mitleid und unſer Geld, die Langweiligen nehmen ohne Bitte und ohne Dank ein Stück von unſerm Leben: unſere Zeit.

♥

Man bleibt ein Tor bis ins höchſte Alter, aber man hat nicht mehr das Recht, ein Tor zu ſein. O, jung ſein, jung ſein, und das Recht haben, ein Tor zu ſein!

♥

Die Leute können ſich nicht ſatt darüber ſchreiben, daß heutzutage zu viel geſchrieben wird — das ſchreibe ich.

♥

Wir dürfen das Wort, das ein Weiſer jüngſt ausgeſprochen hat: „Zurück zu Kant, heißt über ihn hinaus," auch auf unſere Dichter anwenden und ſagen: „Zurück zu Goethe, Schiller, Kleiſt, Grillparzer, heißt über ſie hinaus."

Sind die Kinder ſchon geboren, die dieſen Aufſchwung erleben ſollen?

♥

Heilige, ſtille Einſamkeit, Mutter aller Gnaden!

♥

Einem Patienten des Doktors N.

Die Kur hat dich von der Krankheit kuriert, aber wer kuriert dich von der Kur?

♥

„Erlaubt ist, was gefällt.“ Ja — wem gefällt, um Gotteswillen!

♥

Einen Gedanken möcht ich erbeuten,
Einmal einen einzigen nur,
Dem nicht mit zwanzig andern Leuten
Leider zugleich ich käm auf die Spur.

♥

Meine liebe Freundin, Gräfin Anna Pongracz, sprach einmal das vortreffliche Wort:

„Jeder Gabe mancher Menschen liegt eine Rose bei; den Gaben anderer, wenn auch ihnen unbewußt, immer ein Dorn.“

♥

Die Reue, nicht aus Furcht vor den Folgen des Unrechts, die Reue einzig und allein aus dem Schmerz hervorgegangen, daß wir das Unrecht begehen konnten, iſt die echteſte, wahrſte und vielleicht die bitterſte Reue.

♥

Eine Anekdote, die mein Vater gern und oft erzählte:

Ein öſterreichiſcher Kaufherr, der eine Reiſe nach Auſtralien unternommen hatte, ſchickte von dort ſeinem in Wien lebenden Bruder einen ungewöhnlich ſchönen und gelehrigen Papagei. Heimgekehrt, war eine ſeiner erſten Fragen:

„Na, wie habt ihr denn meinen Papagei gefunden?“

Eine kleine Verlegenheitspauſe trat ein, dann brachte die Hausfrau ſchonend hervor:

„Ein biſſel zach war er halt.“

„Zach? — um Gottes willen, ihr habt ihn doch nicht gebraten und gegeſſen? Er hat ja vierzehn Sprachen geſprochen.“

Der Bruder ſchlug die Hände zuſammen: „Jeſſes! warum hat er denn nix g'ſagt?“

♥

Ich war längſt nicht mehr jung, hatte gelernt, geleſen, gelitten, nachgedacht, bevor ich Umſchau hielt in meinen Manuſkripten, eine Auswahl von dreihundert Aphorismen traf und ſie veröffentlichte. Das erſte Urteil über mein Büchlein erfuhr ich durch eine zwanzigjährige Hausgenoſſin.

„Ach, Frau Baronin," ſagte ſie, „wenn ich mich hinſetzen wollte — in einer Stunde hätte ich ein ſolches Buch beiſammen."

Sie war wirklich überzeugt, daß dazu nichts gehöre, als ein bißchen Sitzfleiſch.

♥

Nervenaufreibend iſt der Umgang mit unliebenswürdigen Menſchen, die uns Mitleid einflößen.

♥

In St. Gallen landete ein Luftballon, und ein Knabe, der ihn ſinken ſah, ſagte: „Mutter, grad jetz' iſch der Mond abekeit, mitſamt de Manne."

♥

Das ſind bedrohliche Menſchen, die ein ſchmächtiges Talentchen und eine gewaltige eiſerne Ausdauer haben.

♥

Man darf eine noch nicht ganz fertige Arbeit nie einem allzu verſtändnisvollen Publikum vorleſen; es ergänzt zu viel. Warm- und feinfühlende Menſchen, die kein eigentliches Kunſturteil haben, aber geſcheit ſind und voll Intereſſe und Wohlwollen, die ſind das rechte Publikum für noch nicht endgültig Abgeſchloſſenes. Ihnen merkt man es gleich an, wo eine Linie ſchärfer gezogen werden muß, wo ein Übergang fehlt, wo — das Schlimmſte! die Stimmung ins Schwanken gerät.

♥

Der Kunſt täte not: weniger Schulen und mehr Schule.

♥

In einem modernen Gedicht kommt der merkwürdige Ausdruck vor: „Der flimmernde Blumenduft.“ Wieſo? Flimmern kann man doch nur ſehen, Blumenduft nur riechen. Da muß die Naſe die Gefälligkeit gehabt haben, das Geſchäft des Auges und das Auge die, das Geſchäft der Naſe zu übernehmen. Man wird noch ſagen dürfen: Naſe und Augen haben einander unter die Arme gegriffen.

♥

Die Sonne ging glorreich unter, die feuerflammende Weltbeherrſcherin warf noch einen Gruß dem bleichen Jüngling Mond zu, der beim Glanze ihrer Herrlichkeit ſich ausnahm wie ein Flöckchen. Jetzt iſt ſie verſunken, und er beginnt zu ſchimmern.

♥

Im Jahre 1841 hat Fanny Elßler ihre letzte Tournée in Amerika unternommen. Es war ein Triumphzug. Das ſchönſte Erlebnis hatte ſie aber während einer Ballettvorſtellung in New-York. Da trug eine Frau ein ſchönes kleines Kind zu ihr heran und bat ſie, es nur einen Augenblick in die Arme zu nehmen. Fanny Elßler erfüllte gern ihren Wunſch, küßte und herzte das holde kleine Geſchöpf. Die Frau nahm es wieder an ſich, umhüllte es mit ihrem Tuche und ſagte:

„Niemand ſoll dich mehr berühren. Weil dieſer Engel dich geküßt hat, wirſt du glücklich ſein.“

Es war einmal eine andere Tanzkunſt und ein anderes Publikum.

♥

Gewiſſensfreiheit, ja, ja. Er meint die Freiheit, kein Gewiſſen zu haben.

♥

Es gibt etwas, wofür die Sprache kein Wort, der Geiſt aber einen Begriff hat — etwas zwiſchen Nichtmehrhoffen und Verzagen.

♥

Alte Tagebücher — Sündenregiſter, Leidenregiſter. Alte Briefe — Friedhofsblumenflor.

♥

„Ich kenne jemand, der mich liebt, mich verſteht, mich bedauert, deſſen Lebensaufgabe es iſt, mich glücklich zu machen, jemand, der alles für mich tun und durchſetzen wird, jemand, der mich nie mehr verraten wird, obwohl er mich ſchon einmal verraten hat. Und dieſer jemand bin ich ſelbſt. Erwarten wir nichts von den Menſchen, wir hätten nichts davon als Enttäuſchung und Kummer. Aber glauben wir feſt an Gott und an unſere eigene Kraft, und meiner Treu, da wir ehrgeizig ſind, rechtfertigen wir unſern Ehrgeiz durch irgend etwas."

So ſchrieb Marie Baſhkirtſcheff 1876, als ſie fünfzehn Jahre alt war. Zwölf war ſie alt, als ſie begann, ihr Tagebuch zu ſchreiben. Man ſoll es leſen, denn es trägt etwas bei zur Löſung des Rätſels der heutigen Welt.

♥

Mit einem Buche:

Mit ſchlimmſten Namen darfſt mich nennen,
Darfſt mit mir gehn ins ſtrengſte Gericht,
Darfſt mich zerreißen, verlieren, verbrennen,
Nur mich verleihen, das darfſt du nicht.

♥

Unſerer Zunahme an Verſtand und Einſicht iſt eine Grenze geſetzt. Im hohen Alter hört auch beim Begabteſten die Fähigkeit auf, ſich geiſtig höher zu entwickeln. Für das Beſſerwerden gibt es keine Grenzen. Die Fähigkeit, geduldiger, nachſichtsvoller, mitleidiger, liebreicher zu werden, behält der edel angelegte Menſch bis ans Ende. Ebenſo verhält es ſich mit dem Wiſſen und mit dem Glauben. Neue Kenntniſſe erwerben, in ſich aufnehmen, zu einem Teil des eigenen Geiſtes und produktiv zu machen, iſt dem Greiſe verſagt.

Aber ſein Glauben kann immer gleich jung und ſtark und feurig bleiben, und wohl ihm, wenn es ein Glaube an das Schöne, Erhabene, Heilige iſt.

♥

Es kann eine leidenſchaftliche Sehnſucht nach Nächſtenliebe, nach Wahrheitsliebe, nach Gerechtigkeit aus dem Abſcheu hervorgehen, der die Sehenden unter uns gegen Lügenhaftigkeit, Verleumdung, blindes Haſſen, blinde Selbſtverherrlichung ergriffen hat.

♥

Lou-Andreas Salomé, „Aus fremder Seele". Eine Spätherbſtgeſchichte.

Eine große Dichterkraft hat ſich bemüht, ein unlösbares Problem zu löſen. Es iſt ihr nicht gelungen, aber Reſpekt flößt ſie uns ein.

♥

Mein leitender Gedanke bei „Rittmeiſter Brandt": Die Erziehung bedeutet viel bei dem Gros der Menſchen. Über die ganz Schlechten vermag ſie nichts, über die ganz Vorzüglichen faſt nichts, ſie ſind meiſtens den Erziehern zu ſehr überlegen. Heranziehen, zu ſich

heran ziehen. (O Weisheit der Sprache!) In dem Sinne er-ziehen wird ein weiser und edler Mensch einen andern von Natur edlen Menschen immer können.

♥

Eine wohlgenährt aussehende Frau, eine Beamtenwitwe, kommt in Audienz zu Kaiser Franz und klagt ihm ihre Not. Die Pension, die sie genießt, ist gar gering und schützt sie nicht vor Hunger.

„Aber mei liebe Frau," sagt der Kaiser, „Sie schaun nit danach aus, als ob Sie hungern täten; Sie sein ja ganz rosenfarb und potlett."

„Ach Majestät," erwidert die Frau, „aufs Aussehen kommt's gar nicht an. Majestät haben gewiß alles, was sich nur wünschen können zum Essen, die allerbesten Sachen, und sind doch krachendürr."

♥

Nach einer Aufführung des Egmont, — Laube war damals Direktor des Burgtheaters — sagte ein hoher Herr zu mir: „Der ‚Egmont' ist doch das schwächste Stück von Laube."

Natürlich teilte ich dieſe Äußerung meinem borſtigen Freunde mit, und er lachte herzlich darüber. Konnte auch lachen, denn der Tadel war ſchmeichelhafter als das höchſte Lob, das er je als Bühnendichter erfahren hat.

♥

Die Kinder gingen durch den Wald und ſangen:

Zirlipinzigen,
Die kleinwinzigen,
Zitteraalig netten,
Wenn wir ſie nur hätten!
Mit den Vögeln fliegen ſie,
Auf den Wolken liegen ſie,
Schwimmen mit den Fiſchen,
Wer wird ſie erwiſchen?

Sie ſangen ihr Lied unverdroſſen, fingen immer wieder vom Anfang an, ſobald ſie damit fertig geworden waren.

„Was ſingt ihr da?“ fragte ich, „was ſoll denn das heißen?“

Sie ſahen mich an und lachten mich offenbar — aus. Ein Knabe ſprach mit Überlegenheit:

„Was braucht es denn zu heißen?“

♥

Glücklich, der nach ſeinem Sinne leben kann, ohne dabei eine Pflicht zu verletzen.

♥

Am 4. April 1878.

Nach dem Mißerfolg der „Božena“.

„Es geht mir mit meinen Erzählungen, wie es mir mit meinen Dramen gegangen iſt. Die erſten errangen einen ehrenvollen Erfolg, die nachfolgenden bereiteten mir Enttäuſchungen auf Enttäuſchungen.

Ich habe ein Ende gemacht mit dem Schreiben von Theaterſtücken, ich werde hoffentlich die Kraft haben, mit der Schriftſtellerei überhaupt ein Ende zu machen.“

Dieſe Worte finde ich viele Jahre ſpäter in einem alten Notizbüchlein. Die erſehnte Kraftprobe wurde nicht abgelegt.

♥

Mit einem Exemplar der „Božena“ an L. G.

So wenig ohne Fehl
Die Heldin wie das Werke,
Die Schwachen hoffen ſehr
Auf deiner Nachſicht Stärke.

♥

Zur ſechſten Auflage der „Božena“.

Wie war doch, alte Božena,
Dein Lebenslauf geſegnet!
Verſtändnis ſuchend zogſt du hinaus
Und biſt der Liebe begegnet.

♥

Ich wär verſchloſſen, an Vertrauen arm? —
Dann bin ich's unbewußt, daß Gott erbarm.
Nicht kluge Vorſicht iſt mir angeboren,
Im Glauben nehm ich's auf mit jedem Toren,
Zur Lüge fehlt mir Feigheit und Geduld.
Mein Denken all, mein Haſſen und mein Lieben,
Es ſteht ſo klar auf meiner Stirn geſchrieben —
Daß ihr nicht leſen lernt, iſt eure Schuld.

♥

Der vortreffliche Mérimée fragt einmal: »Une femme peut-elle jamais aimer un homme, qu'elle aura vu grossier une fois?«

Wie die Franzöſinnen es damit halten, weiß ich nicht, aber unſere deutſchen Frauen — treffen's.

♥

Ein nackter Affe hat mir noch nie ſo viel Mitleid eingeflößt wie ein Affe in ſeidenem Jäckchen, mit einem Barett auf dem Kopfe und einem kleinen Gewehr auf der Schulter.

♥

Scribe ſagt in ſeiner Erzählung «Le roi de carreau»: „Ich will mich jetzt beeilen, ein dickes, ſehr geiſtreiches Buch zu ſchreiben, um dann das Recht zu haben, während meines ganzen Lebens dumm zu ſein.“

♥

Wie ſo manche Schriftſtellerin gibt es, die Gutes und ſogar Bleibendes geleiſtet hat und die von ſich ſagen darf: „Ich bin zur Arbeit immer nur gekommen, wenn ich nichts mehr zu tun hatte.“

♥

Prinzeſſin von Banalien.

Ich fühlt mich jung, als ich es ſchrieb,
Das Märchen von der blinden Lieb;
Nun beugt mich tief des Alters Joch —
Und an mein Märchen glaub ich noch.

♥

Komteß Muſchi.

Mir wurde übel genommen,
Daß ich die Muſchi ſchrieb.
Ich tat's den Muſchis zu frommen
Und ihnen auch zulieb.

♥

Mein Bruder Victor ſchrieb einmal an meinen Mann: „Der beſte Menſch iſt weiblichen Geſchlechtes, der ſchlechteſte auch. Wir ſind unintereſſante Mittelware."

♥

Theater-Direktor und Dichter.

— „Zu geiſtvoll iſt Ihr Stück,
Ich ſag es uns zur Schande:
So feinen Dialog
Schätzt niemand hier zu Lande."
— „O Bitternis im ſchlechten Troſtgewande!
Ich wollt, ich wär ein Schaf,
Und brächte was zuſtande."

♥

Wachſen ſollſt du, immer wachſen, du ſollſt die Schultern deines Vorgängers zum Schemel deiner Füße machen.

Schon gut. Wie ſoll ich aber dem auf die Schultern treten, der ſich auf den Kopf geſtellt hat?

♥

Modern, ihr Kinderchen? — Nun denn,
Nun denn, in Gottes Namen.
Man ſagt mit aber und mit wenn,
Auch dazu endlich Amen.
Doch die vor ehrlicher Kritik
Nie ungeſtraft paſſierten,
Die ſie verfolgt durch dünn und dick,
Sind die Moderniſierten.

♥

Unſer Harzer.

Die Kanariſchen Inſeln hießen bei den Alten „Inſulae fortunatae“.

Ich möchte deinen Geſang beſchreiben können, kleiner Vogel, ich möchte Worte wiſſen, die Töne zu malen verſtehen.

In deinem Gesang ist Jubel und Rührung, Sehnen und holder Übermut. Er wird angekündigt durch einen pfeilgeraden Pfiff. Ach, ein Pfiff! das ist, als ob man sagen würde — ein runder Würfel. Ein Pfiff im Flötenton, der nur ankündigt: Jetzt kommt es mich an, hat mich, jetzt wird gesungen!

Das rosige Schnäblein bewegt, öffnet sich, die Kehle schwillt, und nun ist es, als ob der kleine Vogel Tausende von winzigen Federn hätte, die es schüttelt, und als ob jedes einzelne der Federn ein süßes Stimmchen hätte, und als ob alle diese Stimmchen sich vereinigen würden zu einem lieblich und leise rauschenden Chor. Das war die Einleitung, nun kommen die Soli, sind mit weichen Trillern geziert, folgen einander rasch und stürmisch und dann wieder sanft getragen nach Einkehr und Besinnen. Jedes bringt kühn oder zage, glucksend wie verborgene Quellen, zärtlich wie das Geschluchze der Nachtigall eine neue Weise, spinnt unser Herz in das goldene Gewebe ihrer Schmeichellaute ein, umkost die Phantasie. Und diese immer flugbereite nimmt die Töne auf, macht ihr Schwingen zum Schweben, zum Fliegen im blauen Äther, im funkelnden Sonnenschein, im silberflutenden Monden-

licht. Zeit- und Raumüberwinder, tragen ſie uns in die Heimat der Ur-Urahnen des kleinen Sängers. Verlorene Klänge längſt verſtummter Lieder und noch in ihnen ein gehauchter Widerhall farbenprächtiger Melodien aus dem Fabelland, in das ein Schönheit anbetendes Volk dereinſt ſeine himmliſchen Gefilde hingeträumt.

Der kleine Vogel ſchweigt, und alles iſt fort, die ganze gefühlte, geſchaute Welt. Und wenn es auch nur eine Welt in einem Tautropfen war, und wenn ihr auch nur einige Augenblicke Dauer gegönnt war, wir haben in ihr durch Augenblicke ein höheres Leben gelebt.

Ihr Schöpfer, der dumme kleine Gefangene, hüpft behende von einer Sproſſe ſeines Käfigs zur andern, pickt Hanfkörnlein vom Boden auf, dreht und wendet ſein Köpfchen. Mit ſeinen wie aus einem ſchwarzen Brillanten herausgeſchliffenen Äuglein guckt er den Fremden an, der ihm eine überflüſſige Aufmerkſamkeit widmet, und denkt, ſcheint mir: Wie froh bin ich, daß mein Haus gute, feſte Stäbe hat, ſonſt könnteſt du mich am Ende fangen wollen, du böſes, großes Tier.

♥

E. Zickendraht, „Beiträge zur Kenntnis der Moosflora Rußlands." (Moskau 1894—1901)

Ein auch für Laien hocherfreuliches Buch, eine bewunderungswürdige Arbeit.

Ist Zickendraht nicht der glücklichste Mensch? Während um ihn die Bomben fliegen, Anarchisten im Kampfe liegen mit aller gesellschaftlichen Ordnung, Massenmorde und Massenhinrichtungen stattfinden, das ganze große Rußland konvulsivisch zuckt und ringt, wandert er durch die Gouvernements Moskau und Wladimir, Archangelsk, Wologda, wandert nach Russisch-Asien und studiert Moose.

♥

Das Wort „unbeschreiblich" sollte der Schriftsteller nie gebrauchen. Freilich kann er nicht alles beschreiben, aber in seinem Leser muß er ein Bild, ein Gefühl, eine Ahnung dessen erwecken können, was sich nicht beschreiben läßt.

♥

Mein Neffe, ſechs Jahre alt, und mein Großneffe, vier Jahre alt, prügeln einander, und der Kleine ruft dem Großen zu: „Du biſt ein Schweinehund!“

Der Große ſtutzt, hält mit Tätlichkeiten inne und fragt: „Was iſt ein Schweinehund?“

Der Kleine muß geſtehen: Er weiß es nicht.

Sie beſchließen, die Tante zu fragen. Dieſe iſt über die Sache auch nicht im klaren, ſie muß erſt im Brehm nachſehen, geht zum Bücherſchrank, holt den Brehm und ſchlägt nach.

Die Büblein ſtürzen hinzu: „Such nur, ſchau nur! Was iſt er? Weißt du's ſchon?“

„Ich hab ihn,“ ſagt die Tante.

„Alſo! Alſo!“

„Der Schweinehund kommt im Innern von Afrika vor und iſt ein hübſches, geſcheites, gutes Tier.“

Der Kleine zum Großen, feuerrot und knirſchend: „Du biſt kein Schweinehund!“

♥

Ein feiner, wohlerzogener junger Mann, Sohn eines deutſchen Gelehrten, war einem Ruf als Erzieher in ein öſterreichiſches Fürſtenhaus gefolgt, und ihm wurde etwas unheimlich zumute, als er an ſeinem Beſtimmungsorte eintraf. Das hiſtoriſche Palais, die breite Treppe, die prachtvollen Räume, die feierliche Dienerſchaft, all das wirkte ſehr imponierend auf ihn. Sein Herz klopfte heftig und ſein Atem war beklommen, als ein Kammerdiener, der ausſah, wie er ſich einen Miniſter vorſtellte, ihn in einen Salon führte und erſuchte, ein wenig zu warten. Einige Minuten ſpäter öffnete ſich die Tür, und die Fürſtin trat ein. Eine ſchöne, ernſte, königliche Erſcheinung. Sie begrüßte ihn mit einigen wohlwollenden Worten, ſetzte ſich und wies ihm ihr gegenüber einen Platz an. Dann ſprach ſie mit Hochachtung von ſeinen Eltern, die perſönlich zu kennen der Fürſt das Vergnügen hatte, teilte dem neuen Hausgenoſſen die Tageseinteilung mit und den Stundenplan, gab eine bündige Charakteriſierung ſeiner zukünftigen Zöglinge. Jedes Wort, das ſie ſagte, war außerordentlich geſcheit. Der beſcheidene Jüngling fühlte ſich ganz klein neben ſo viel Größe.

Nun ſtand ſie auf, er ſchnellte empor, und die hohe Frau ſagte freundlich:

„So. Jetzt kommen Sie, gehen wir zu die Buben.“ — Zu die Buben! Ein dankbares, befreites Lächeln flog über ſein Geſicht, die Laſt einer bedrückenden Überlegenheit war an ihm herabgeglitten, etwas nicht durch und durch Erhabenes, ja ſogar Hilfsbedürftiges, blickte ihn mitten aus ihr mit lieben, hellen Kinderaugen an. Und er, der bis jetzt nur einige unſichere: „O gewiß!“ „Ohne Zweifel“ hervorgebracht hatte, ſprach feſt und warm:

„Ja, Durchlaucht, ja gern.“

Er war in dem Hauſe zu Hauſe, das ihm ſpäter ein zweites Vaterhaus geworden iſt.

♥

Es hat einer eine Dummheit gemacht.
Nun ja, er iſt noch ſo jung!
— Welch eine liebenswürdige Entſchuldigung.
Es hat einer eine Dummheit gemacht.
Nun ja, er iſt ſchon alt!
— Welch eine beſchämende Entſchuldigung.

♥

Wenn ich ein Brechmittel brauche, hole ich es lieber aus der Apotheke als aus der Buchhandlung.

♥

„Arzneimittel der Seele" war die Überſchrift der Bibliothek im Palaſte des Oſymandias. Stellen wir einmal eine Bibliothek aus den Werken unſerer neuen und neueſten Autoren, mit Ibſen an der Spitze, zuſammen und ſetzen die ſelbe Überſchrift darüber. Würde ſie paſſen?

♥

„Ich bin die Mächtigſte," ſprach die Natur, und — die Mode lachte: „Komm du nur in meine Hände, und wir wollen ſehen, wie ich dich zurichte!"

♥

An . . .

Iſt deine Kraft geſtählt,
Dann ſollſt auf ſie du bauen;
Ich wünſch dir was mir fehlt,
Ich wünſch dir Selbſtvertrauen.

♥

Eines der ſchönſten, reichſten Bücher, die ich kenne, iſt Windelbands „Die Philoſophie im Geiſtesleben des neunzehnten Jahrhunderts." Lies! lerne! du wirſt mehr, du biſt gewachſen, wenn du ſeine klare Weisheit in dich aufgenommen haſt.

♥

So manches papierne Denkmal hat mehr Beſtand als ein Denkmal von Erz.

♥

Je älter wir werden, um ſo ſtrenger mit uns ſelbſt müſſen wir ſein. Unſere Schwächen, unſere Fehler, alle unſere ſchlechten Eigenſchaften leben in uns fort, die Kraft, ſie zu beherrſchen, nimmt ab. Nur die unnachſichtigſte Strenge, die ſtete Beobachtung der Motive unſeres Tuns und Laſſens, unſerer Urteile, unſerer Zu- und Abneigungen kann uns vor dem Herabſinken in ſenile Unerträglichkeit retten.

♥

Was man noch tun kann, wenn man gar nichts anderes mehr tun kann, iſt das, wozu man Talent hat.

♥

„Der Pfropfen ſpringt, in Wehmut ſei geweiht
Das erſte Glas und ſeine duft'ge Blume
Der früh entſchwundnen frohen Jugendzeit,
Dem ſtill geträumten, nie erfüllten Ruhme.

Das zweite Glas dir, holdes Frauenbild,
Und meiner Liebe unerloſchnen Gluten,
Ich ſehe dich, du lächelſt freundlich mild
Entgegen mir aus dieſen goldnen Fluten.

Das letzte Glas trink ich mir ſelber zu,
Um keine Hoffnung hab ich mehr zu werben,
Ein raſches Ende, eine lange Ruh . . .
Die Flaſche leer — es liegt das Glas in Scherben."

Dieſes Gedicht hat Louiſe von François unter den Papieren ihres verſtorbenen älteren Bruders, den ſie ſehr lieb hatte und von dem ſie oft ſprach, gefunden. Sie vermutete, es ſei von ihm.

♥

Ich leſe mit Bewunderung den Ekkehard von Scheffel wieder. Ein ſolches Buch könnte eine Frau nicht ſchreiben; es iſt ein durchaus männliches Buch. Die gründlichen Studien zuerſt, dann die genaue Kenntnis der Landſchaft, die man nur auf langen, einſamen Wanderungen erwirbt, endlich dieſe reiche Erfindungsgabe. Es quillt nur ſo aus dem Boden, ſtrömt aus der Luft, von überall her kommt es geſprudelt, geſtoben, geflogen und was kommt, iſt feſſelnd und warm, kühn und ſchön und lebendig.

♥

„Von den Engländern kann man nichts Gutes ſagen, ohne zu ſündigen," behauptete ein Burgunder im 15. Jahrhundert. Was damals einer ausgeſprochen hat, wird heute von Tauſenden und Abertauſenden wiederholt.

♥

Es geſchieht zu jeder Zeit etwas Unerwartetes; unter anderem iſt auch deshalb das Leben ſo intereſſant.

♥

Beethoven ging in Baden auf einem ſchmalen Fußſteig, der durch eine feuchte Wieſe führte, ſpazieren. Da kamen ihm, in einiger Entfernung von einer Hofdame und einem Kammerherrn gefolgt, Kaiſer Franz und Kaiſerin Carolina Auguſta entgegen. Beethoven nahm ſofort eine herausfordernde Miene an und ſchritt, die Naſe in der Höhe, den Hut im Genick, die mit einem Stock bewehrten Hände auf dem Rücken, auf die beiden zu und bald auch ſtolz an ihnen vorüber. Den Majeſtäten war nichts übrig geblieben als, um ihm auszuweichen, ins naſſe Gras zu treten. Dort blieben ſie ſtehen, blickten ihm nach, und der Kaiſer ſagte:

„An ſo Leut muß man ſich erſt g'wöhnen.“

♥

Eheliche Treue.

Den Mann, der einmal ſein Ehrenwort gebrochen hat, möchtet ihr nicht mit einem Hölzchen anrühren, aber der Mann, der alle Augenblicke ſeinen Eid bricht, büßt an ſeinem Anſehen bei euch nicht das Geringſte ein.

♥

Wozu? Immer zu etwas, im Guten oder im Schlimmen. Der böſe oder der gute Gedanke, der dir durch den Kopf geflogen iſt, das weiſe oder das törichte Wort, das du ausgeſprochen haſt, alle haben eine unendliche Reihe von Urſachen und werden eine unendliche Reihe von Folgen haben.

♥

In ſeinem Werke: „Ruſſiſche Zuſtände“ behauptet E. B. Lanin, der Ruſſe ſei der Wahrheitsliebe, „dieſer lebendigen Kraft des menſchlichen Fortſchritts,“ vollkommen bar, und zitiert folgende ruſſiſche Sprichwörter:

Das Lügen begann mit der Welt und wird erſt mit der Welt ſterben.

Der Roggen ſchmückt das Feld, und die Lüge verſchönert die Sprache.

Traure nicht um die Wahrheit, ſondern ſuche dich gut zu ſtellen mit der Falſchheit.

Von der Falſchheit lebt der Menſch, und ſie iſt nicht das Kraut, daran er ſtirbt.

Lügen iſt nicht wie Teig kauen, man erſtickt nicht daran.

♥

Ehrlich und herzlich den gelten laſſen, der uns nicht gelten läßt — höchſte Nobleſſe!

♥

Man kann unterſcheiden zwiſchen einer Höflichkeit, die anzieht, und einer Höflichkeit, die fernhält.

♥

Du ſtaunſt, weil ein anderer etwas tut, das dir unbegreiflich iſt? Wer weiß, ob du nicht heute noch etwas tuſt, das dir ſelbſt unbegreiflich ſein wird.

♥

Entlaſſe dein Talent beizeiten, warte nicht, bis du von ihm entlaſſen wirſt.

♥

Es iſt der Kunſt zu enge geworden im Bereich des Schönen: ſie hat ſich ein ungeheures Gebiet erobert, in dem ſie nun ſchwelgt — das Gebiet des Häßlichen.

♥

Wer klug iſt und ſtark, die Mode mißachtet und ihr um keinen Preis Gefolgſchaft leiſtet, erlebt manchmal den Triumph, daß ſie ihm nachgelaufen kommt.

♥

Leſen iſt ein großes Wunder.

Was haſt du vor dir, wenn du ein Buch aufſchlägſt? Kleine, ſchwarze Zeichen auf hellem Grunde. Du ſiehſt ſie an, und ſie verwandeln ſich in klingende Worte, die erzählen, ſchildern, belehren. In die Tiefen der Wiſſenſchaft führen ſie dich ein, enthüllen dir die Geheimniſſe der Menſchenſeele, erwecken dein Mitgefühl, deine Entrüſtung, deinen Haß, deine Begeiſterung. Sie vermögen dich in Märchenländer zu zaubern, Landſchaften von wunderbarer Schönheit vor dir entſtehen zu laſſen, dich in die ſengende Wüſtenluft zu verſetzen, in den ſtarren Froſt der Eisregionen. Das Werden und Vergehen der Welten vermögen ſie dich kennen, die Unermeßlichkeit des Alls dich ahnen zu laſſen. Sie können dir Glauben und Mut und Hoffnung rauben, verſtehen deine gemeinſten Leidenſchaften zu wecken, deine niedrigſten Triebe als die vor allen berechtigten zu feiern. Sie können auch die gegenteiligen, die höchſten und edelſten Gedanken und Gefühle in dir zur Entfaltung bringen, dich zu großen Taten begeiſtern, die feinſten, dir ſelbſt kaum bewußten Regungen deiner Seele in kraftvolles Schwingen verſetzen.

Was können ſie nicht, die kleinen, ſchwarzen Zeichen, derer nur eine ſo geringe Anzahl iſt, daß jeder einzelne von ihnen alle Augenblicke wieder erſcheinen muß, wenn ein Ganzes gebildet werden ſoll, die ſich ſelbſt nie, ſondern nur ihre Stellung zu der ihrer Kameraden verändern. Und hinter die Rätſel dieſer Eigenſchaft, die ihnen anhaftet, zu kommen, uns den Weg zu ihren Geheimniſſen zu eröffnen, wird einem Kinde zugemutet, und ein Kind vermag's — wenn das nicht ein Wunder iſt . . .

♥

Der rote Haß, der gelbe Neid, die flammenſprühende Eiferſucht, die in allen Farben ſchillernde Verleumdung, die qualvolle Krankheit waren mit der Aufgabe betraut, ein großes Talent lahm zu legen. Eines nach dem andern verſuchte es — keinem gelang's. Aber — woran alle dieſe ſtarken, bunten Leidenſchaften und Kräfte geſcheitert, das vollbrachte ohne Mühe ein farbloſes, kühles, gefühlloſes Weſen in ſeinem halb unbewußten Stumpfſinn — die Gleichgültigkeit.

♥

Das iſt heute ein merkwürdiger Sonnenuntergang. Der Horizont hat die ſelbe dicke, graublaue Farbe, wie die langgeſtreckte Kette der Beskiden. Da fängt es auf einmal an, hinter den Wolkenmaſſen rot aufzuleuchten, durch den Dunſt glüht ein geſchlitztes Rieſenauge mit weithin ſtrahlenden, lohenden Wimpern und wirft einen Blick über die Berge hin, der ſie und den Himmelsſaum wie mit einem feurigen Schwert entzwei ſchneidet.

♥

Der heilige Anarchiſt Angelus Sileſius ſpricht:

Für Böſe iſt das Geſetz;
Wär kein Geſetz geſchrieben,
Die Frommen würden doch
Gott und den Nächſten lieben.

♥

Von Euklid iſt der Satz, daß es nur ein Wahres gebe, und das ſei das Gute, das man aber auch anders: Gott, Vernunft uſw. benennen könne.

♥

Eine junge Literatur iſt feurig und keuſch. Unſere ſenile hat ſich von der Leidenſchaft zum Gelüſte gewendet, vom Rührenden, Ergreifenden zum derb Packenden, vom Harmoniſchen zum Lärmenden und Mißtönigen, vom Schönen zum Fratzenhaften. Sie ſucht nach neuen Kunſtformen und findet neue Moden, und grauenhaft iſt die Wechſelwirkung zwiſchen den Büchern und den Leſern.

♥

Die Kunſt des Sokrates: aus dem Schüler durch Fragen ein „ſchaffendes Erinnern“ hervorzulocken.

♥

Ein vortreffliches Buch: Erſtens verſchlingt man's, zweitens lieſt man's, drittens ſchafft man ſich's an.

♥

Im hohen Alter, in dem man wirklich das Recht hätte, zu ſagen: „Ich kann nicht mehr warten," wie geduldig wird man da!

♥

Verwöhnender als der verwöhnendſte Umgang iſt die Einſamkeit.

♥

Napoleon war ein großer Erzieher. Aus einem Kellner, einem Fechtmeiſter, einem Schleichhändler, einem Faßbinder hat er die Marſchälle Murat, Augereau, Maſſéna und Ney gemacht.

♥

Mein Freund Albrecht Wickenburg erzählte mir, daß ſeine Großmutter eine ausgezeichnete und unermüdliche Leſerin geweſen ſei. Unter den vielen Büchern, die ſie liebte, blieb ihr aber doch „Don Quiſote“ das allerliebſte. Die Taten und Worte des ingenioſen Hidalgo waren für ſie eine unerſchöpfliche Quelle ihr beſonders ſympathiſcher wehmütiger Lächerlichkeit und heiterer Rührung.

In ihrer letzten Krankheit, als ſie nicht mehr ſelbſt leſen konnte, mußten ihr täglich wenigſtens ein paar Seiten aus der Geſchichte ihres alten Freundes vorgeleſen werden. Der Tod nahte heran. Sie ſah ihm unendlich ergeben entgegen, empfing mit tiefer Andacht und Frömmigkeit die Tröſtungen der Kirche, nahm zärtlichen Abſchied von ihren guten, treuen Kindern und ſagte dann: „Jetzt aber leſt mir noch etwas vor aus meinem Don Quiſote.“

Ihr Wunſch wurde erfüllt, und ſie ſtarb lächelnd.

♥

Briefe von geliebten Menſchen verbrennt man gleich oder nie.

♥

Wir Alten ſind die Milden und Gelinden,
Weil wir im Abſchiednehmen uns befinden;
Wie könnten wir noch denen grollen,
Die wir ſo bald verlaſſen ſollen?

♥

Ich bin im Leben wohl auch manchem gemeinen Menſchen begegnet, aber ſpazieren ſind wir miteinander nicht gegangen.

♥

Ohne Talent zur Liebenswürdigkeit kein Talent zum Glücklichſein.

♥

Alles Egoismus. Unſere Trauer um einen geliebten Menſchen — Egoismus. Was er uns war, was er uns geleiſtet hat, wie er ſein Leben an das unſere verſchwendet hat, unſer Vermiſſen dieſer helfenden,

wachenden, ſchützenden Liebe — Egoismus. Man bewundere doch nicht die Treue in der Trauer um einen Toten! Wenn ſie echt iſt — echter Egoismus — kann ſie ſich immer nur ſteigern.

♥

Daß ſie nicht zu beſitzen brauchen, was in erſter Reihe den Menſchen ſtark, tüchtig und widerſtandsfähig macht: den heiligen Eigenſinn des Fleißes, eiſerne Ausdauer, die ſtolze Kraft des Verzichtenkönnens, das iſt die Armut der Reichen.

♥

Glückliche Frauen, die ein ſchweres Leben haben, gibt es viele.

♥

Wenn du einer Familie eine deiner Familiengeſchichten erzählſt, haſt du mit unvorſichtiger Hand den Zapfen eines Sturzbades aufgedreht.

♥

Wir können es nicht laſſen, zu fragen, und das arme „Warum?“ kommt hervorgekrochen, wandert hin und her, pflanzt ſich auf da und dort. Ob von ſchüchterner, ob von kecker Art, ob es verweilt, ſich vertieft, oder nur flüchtig vorüber huſcht, ob es mit Flüchen empfangen wurde oder mit lauten Jubelrufen — am Ende gleitet es immer unbefriedigt und beſchämt in ſein Nebelreich zurück.

♥

Ein guter Menſch zertrat zufällig einen Wurm. Das tat ihm ſehr leid, und er drückte dem Sterbenden ſein inniges Bedauern aus. „Wie kann ich mein Unrecht ſühnen?“ fragte er, und der Wurm verſetzte: „Dafür iſt geſorgt; meine Nachkommen werden dich freſſen.“

♥

Wir ſuchen gern unſere Abneigung gegen einen Menſchen aus ſeinen Fehlern zu erklären. Dies iſt häufig Selbſttäuſchung; auch unſere eigenen Fehler können dieſer Abneigung zugrunde liegen.

♥

Baron Münch-Bellinghauſen (Friedrich Halm) nahm gewöhnlich mit großer Geduld auch die albernſten Ausſtellungen hin, die ihm an ſeinen Dramen gemacht wurden. Einmal aber fand er ſie doch zu arg und rief zornig aus: „Die Leut glauben wirklich, vor lauter Dummheit ſchreibt man die Stück.“ — Dem vortrefflichen Doktor Fauſt Pachler, der ſein treueſter Freund und Verehrer, aber auch ſein unerbittlichſter Kritiker geweſen iſt, warf er vor: „Er bohrt und bohrt ſo lang, bis er einen Fehler findet; dann ſpießt er ihn auf eine Nadel und präſentiert ihn dem Autor.“

♥

Wenn Scarron ſich in Geldnot befand, widmete er ſein neueſtes Werk irgendeiner hohen Perſönlichkeit, wenn er bei Kaſſe war — dem Hündchen ſeiner Schweſter.

♥

Heutzutage werden Bücher „lanciert", wie man eine Zahntinktur lanciert, ein Mittel gegen Sommerſproſſen oder gegen das Ausfallen der Haare.

♥

Gedichte von . . . — Wenn Geſpenſter dichten könnten, würden ſie ſolche Gedichte machen.

♥

Schillertag.

Dem Tage Heil, an dem in allen Weiſen
Wir unſern Schiller jubelvoll lobpreiſen!
Noch geſtern hätte keiner ihm gehuldigt,
Der ſich vorher bei Goethe nicht entſchuldigt.

♥

Als der kleine Herzog Ruprecht ſein Röckchen einem armen Jungen geſchenkt hat, kommt das Chriſtkind, mit dieſem Röckchen bekleidet, ſich zu bedanken.

Karl von Haſe, „Heiligenbilder“.

♥

„Ich, mein lieber Meiſter,“ ſagte ein junger Mann zu Erneſt Renan, „habe in meinen Überzeugungen nie gewankt.“

Worauf ihm der Verfaſſer der „Origines du christianisme“ erwiderte:

„Wie ich Sie beneide! . . . Da haben Sie alſo nie nachgedacht.“

♥

In ſeiner ſchönen Studie: „Renan als Dramatiker,“ ſagt Brandes: „Europas Ideale wurden in Nazareth geboren.“

♥

Geſegnet mein Wille zum Leiden! Ich verdanke ihm meinen inneren Frieden, meinen Mut im Lebenskampfe, meine Kraft und Stärke. Traurig lächeln muß ich, wenn ich allenthalben verkünden höre, das heranwachſende Geſchlecht ſolle eine Erziehung zur Lebensfreude erfahren. Was für eine Gattung Freude mag das ſein, von der dieſe Erzieher träumen? Zur gemeinen Lebensfreude braucht man nicht erſt erzogen werden, den Weg zu ihr finden Menſchen und Tiere von ſelbſt; es kann alſo doch nur von einer ſchönen und erhabenen Daſeinsfreude die Rede ſein, und den Weg, der zu ihr führt, haben wir gekannt, ehe einer der Lebensfreude-Verbreiter, die jetzt ſo laut werden, geboren war. Wir wußten, daß dieſer Weg das Streben nach Selbſtvervollkommnung iſt, daß in ihr das einzig reine Glück der Erde beſteht und daß es nur durch den Willen zum Kämpfen und zum Leiden errungen werden kann.

♥

Mit Dornen iſt zum Quell der Gnadengaben
Der dunkle Weg beſtreut,
Gerungen mußt du, mußt gelitten haben,
Geſündigt und bereut.

♥

„Ich warte."

Er hatte ſie ſehr geliebt und war von ihr noch viel, viel mehr geliebt worden. Und hatte ſie verloren. Sie war nun lange tot und die Trauer um ſie lang überwunden; er durfte ſich ihr nicht hingeben, er gehörte der Welt und, mit allen Kräften ſeines Innern, ſeiner Kunſt.

Einmal, während einer ſeiner Wanderungen in Italien, führte ihn der Weg in eine Villa, wo er einſt Studien gemacht hatte zu ſeinem berühmteſten Bilde.

Damals war ſeine Frau, ſeine Freundin und — wie oft — Beraterin noch bei ihm geweſen, ſo müde an dem Tag. Sie hatte ſich auf eine ſteinerne Bank in die Nähe des Eingangs geſetzt und zu ihm geſagt: „Geh nur, ſieh dich um, ſchaue, zeichne, laß dir Zeit. Ich warte."

Er war fortgegangen und bald umfangen worden vom Märchenzauber einer Wildnis, in der nur noch Trümmer von der einstigen großen Vergangenheit erzählten. Er hatte bewundert, gezeichnet, geträumt, geruht und sich kein einziges Mal auch nur flüchtig erinnert: Sie wartet.

Heute, nach vielen Jahren, war er wieder da, durchschritt die verwahrloste Stätte und fand alles wieder, wie es einst gewesen. Nur lagen noch mehr umgestürzte Statuen im Grase, und noch mehr altes Gemäuer war unter den Laub- und Blütenkaskaden verschwunden, die sich darüber ergossen.

Zuletzt, als er wieder beim Eingang anlangte, stand er vor der steinernen Bank, auf die damals seine Gefährtin so müde gesunken war. Er sah die Getreue vor sich und besser als damals, denn heute sah er die Spuren eines tiefen Leidens auf ihrem Gesichte. Die Sehnsucht nach ihr ergriff ihn heißer, als er sie je gefühlt, der kraftvoll beherrschte Schmerz um sie durchdrang ihn bitter und qualvoll, weil nicht ganz vorwurfslos.

Und ihr geduldiges: „Ich warte," schnitt ihm wie mit einem Messer ins Herz.

♥

Daß du geſtorben biſt
Schon vor ſo langer Friſt,
Sagt es auch der und die,
Ich glaub es nie.

♥

Mit der Sehnſucht nach dem Dauernden ſind wir Vergänglichen geboren. Nach Dauer geht unſer Hoffen und Streben. Der Ehrgeizige will ſie einem Schall — ſeinem Namen, erringen, der Fromme für ewig ſeinem zur Seligkeit geſteigerten Glück, der Künſtler in heißem Bemühen ſeinem Werke. Bleiben will der arme Waller, fortdauern in den Herzen Dauerloſer wie er, fortdauern, wenn auch nur in dem Baum, den er gepflanzt, in dem Stückchen Boden, das er urbar gemacht hat. Nach Dauer in jeder Art und Geſtalt ſtrebt das milliardenfach widergeſpiegelte Bild der Vergänglichkeit — der Menſch.

♥

Die Entfernungen der Sterne bemeſſen, genau bekannt ſein mit ihrem Lauf, die Farbe ihres Lichtſcheins unterſcheiden können, iſt nicht genug, — man muß ſie auch ſingen hören.

♥

Der Himmel iſt geöffnet über mir,
Und eine Stimme, ſolchen Wohllauts voll,
Wie niemals ihn ein Erdenkind vernahm,
Der ew'gen Liebe und der Allmacht Stimme
Vereint zu einem wunderſamen Klang,
Ruft laut aus lichten Höhen: „Komm — o komm!“
Ich aber ſteh auf einem uferloſen,
In Eiſesfroſt erſtarrten Ozean;
Da grünt kein Baum, da wellen keine Hügel,
Da ragt kein Bergesgipfel wolkennah;
Die Sehnſucht flammt, doch hebt ſie nicht empor,
Und Flügel — Flügel — — hat mir Gott verſagt.

♥

An den Tod.

Wie lang noch wirſt du kalt und bleich
An mir vorüberſchreiten?
O laß mich in dein ſtilles Reich
Beherzt und freudig gleiten.
Bevor erfüllt mein letzter Traum,
Mein letztes Wort geſprochen,
Bevor von meinem Lebensbaum
Die letzte Frucht gebrochen!

♥

Beherzt im Leiden,
Im Glück beſcheiden,
Gerecht in beiden
Der armen Welt,
Die viel verſpricht
Und wenig hält;
Doch ob ſie bricht,
Ob ſtählt den Mut,
Nur immer tut
Gar wohl beſtellt,
Was Gott gefällt.

♥

Jedes treue Rückgedenken,
Jedes ſich Inleidverſenken
Um ein längſt entſchlafnes Glück,
Bringt Verlornes uns zurück.
Fühle nur ſein Näherſchweben,
Fühl ſein leiſes Dichumweben,
Fühle geiſterhaft vereinen
Fernes Sehnen ſich dem deinen.

♥

Gedanken.

Einſt kamt ihr im Sturme, ihr kamt wie die brauſende Flut, wie Blitze aus dunklem Gewölke, wie Morgenlicht, wie dräuender Zorn, ihr kamt wie funkelnder Haß, wie allbezwingende Liebe, in jagender Flucht, in laſtender Schwere, ihr kamt quälend, friedenmordend, zu rütteln an den ehernen Pforten des Glaubens, wie ſcharfes Gift zu nagen an jeder Wurzel ſchöner Pietät und innigen Vertrauens. Ihr kamt wie Engelsſcharen auf regenbogenfarbigen Flügeln und verklärtet mir die Welt, ihr brachtet Wärme, Kampf, Stärke, Begeiſterung, ihr brachtet Leben, verlangtet Leben und Geſtalt, und bekamt Leben und Geſtalt.

Und jetzt — was ſeid ihr jetzt? Bleiche Schatten, die ziellos gleiten, hin und her und auf und ab, formlos ineinander, auseinander ſchweben, nicht zu faſſen, nicht zu ballen, arme, wallende Nebel, graue Träume, die entgleiten, zerfließen, bevor ſie noch ausgeträumt ſind.

♥♥♥

Geleitwort.

♥

Marie von Ebner-Eſchenbach hat dieſen Band noch ſelbſt zuſammengeſtellt. Ohne ſich dem Tode näher zu fühlen, als es ihr längſt zur Gewohnheit geworden war, ſagte ſie von der eben vollendeten Arbeit: „Das iſt mein letztes Buch“. Wer ſie damals ſah, in ihrer ungetrübten geiſtigen Friſche und körperlich nicht hinfälliger, als ihr hohes Alter es ſeit Jahren mit ſich brachte, der nahm dieſe Verſicherung nicht allzu ernſt.

Bald darauf — Mitte Februar — erkrankte die Dichterin ſchwer. Sie erholte ſich wieder und ſprach die Hoffnung aus, das Erſcheinen dieſes Buches noch zu erleben. Es war ihr nicht vergönnt. Am Morgen des 12. März 1916 verſchied ſie — „bevor von ihrem Lebensbaum die letzte Frucht gebrochen.“

Inhalt.

Seite

Meine Erinnerungen an Grillparzer 9
Aus einem zeitlosen Tagebuch 75

Abgeschrieben kann das Leben 105
Alles Egoismus 169
Als der kleine Herzog 174
Alte Tagebücher — Sündenregister 138
Am 4. April 1878 143
An den Tod 179
An einem schönen Sommerabend 118
An Louise Schönfeld-Neumann 107
Arzneimittel der Seele 154
Auch nicht geschriebene Briefe 106
Auf dem Heimwege 107
Auf der Erdenwelt 116

Baron Münch-Bellinghausen 172
Beethoven ging in Baden 159
Beherzt im Leiden 180
Beim Vorlesen einer meiner Arbeiten 105
Boccacios Novellen 114
Briefe von geliebten Menschen 169

Seite

Da kommt ein Besucher 123
Dank! Dank! sagte 117
Das ist heute ein merkwürdiger 165
Das Jahr 1804 101
Das sind bedrohliche Menschen 135
Das Talent hat dem Kunstgesetz 125
Das Wort „unbeschreiblich“ 150
Daß alles vergeht 105
Daß du gestorben bist 178
Daß sie nicht zu besitzen brauchen 170
Der alte Direktor 115
Der alte Meister 103
Der Ärmste bettelt 122
Der erste Glückliche 118
Der heilige Anarchist 165
Der Himmel ist geöffnet 179
Der Kunst täte not 136
Der Pfropfen springt 157
Der Roman „Phädra“ 114
Der rote Haß 164
Der still beherzt 101
Der von einem ausgezeichneten Lehrer 129
Der vortreffliche Mérimée 144
Die Bauern in der Umgebung 127
Die Entfernungen der Sterne 178
Die geniale Frau Amalie Haizinger 128
Die Hoffnung auf den Sperling 122
Die Jugend ist außerordentlich 124
Die Kinder gingen 142
Die Klugen sind nicht treu 124

Seite

Die Kunſt des Sokrates 166
Die Kunſt ſoll ſein 118
Die Leute können ſich 132
Die Linden 95
Die Reue, nicht aus Furcht 134
Die Sonne ging glorreich 137
Die Störungen gehen vorbei 123
Die Vergnügungsſucht 120
Die vielen toten Gegenſtände 123
Dilettanten haben nicht einmal 124
Du biſt erbärmlich 99
Durch wie viel Kompliziertheit 120
Du ſtaunſt, weil 162

Eheliche Treue 160
Ehrlich und herzlich 161
Eigenſinn, Rückgrat des Schwachen 103
Eine Anekdote, die mein Vater 134
Eine etwas ältliche Verliebtheit 117
Eine Heldin 93
Eine junge Literatur 166
Einem Patienten des Doktors N. 133
Einen Gedanken möcht ich erbeuten 133
Eines der ſchönſten, reichſten Bücher 155
Eine wohlgenährt ausſehende Frau 141
Ein feiner, wohlerzogener 152
Ein Grammatiker war geſtorben 103
Ein guter Menſch zertrat 171
Ein Leid, das die Menſchen 115
Ein nackter Affe 145

Seite

Ein Sprüchlein 119
Ein vortreffliches Buch 167
Entlasse dein Talent 162
Erlaubt ist, was gefällt 133
Es geschieht zu jeder Zeit 158
Es gibt etwas, wofür 138
Es hat einer eine Dummheit 154
Es ist der Kunst zu enge 162
Es ist für unsere Seelenruhe 106
Es kann eine leidenschaftliche 140
E. Zickendraht, „Beiträge“ 150

Für den Ballabend der „Concordia“ 126

Gedanken 181
Gedichte von 173
Gesegnet mein Wille zum Leiden 173
Gewissensfreiheit, ja, ja 138
Glücklich, der nach seinem 143
Glückliche Frauen 170
Gorki sagt: „Ich liebe Turgenjew“ 131

Hast du ein feines, leishörendes Ohr 102
Heilige, stille Einsamkeit 132
Heimat 86
Heutzutage werden Bücher 173

Ich bin die Mächtigste 155
Ich bin ein Kind meiner Zeit 127
Ich bin im Leben 169

Seite

Ich habe gegen das Büchlein 119
Ich habe kleine Wahrzeichen 98
Ich habe mein Leben 130
Ich kenne jemand, der 138
Ich lese mit Bewunderung 158
Ich liebe viele Menschen 124
Ich, mein lieber Meister 174
Ich war ein junges Mädchen 125
Ich war längst nicht mehr jung 135
Ich wär verschlossen 144
Ich warte 176
J. F. „So“ 100
Im Jahre 1841 hat 137
Im hohen Alter 167
In einem modernen Gedicht 136
In seiner schönen Studie 174
In seinem Werke 161
In St. Gallen landete 135
Ist deine Kraft gestählt 155

Je älter wir werden 156
Jedes treue Rückgedenken 180

Kein anderes Leiden 122
Komteß Muschi 146

Lesen ist ein großes Wunder 163
Lou-Andreas Salomé 140

Man bleibt ein Tor 132
Man darf eine noch nicht 136

Seite

Man hat ſeine Langweiligen 131
Man kann unterſcheiden 161
Mein Bruder Victor 146
Meine liebe Freundin 133
Mein Freund Albrecht Wickenburg 168
Mein leitender Gedanke 140
Mein Neffe, ſechs Jahre alt 151
Mit der Sehnſucht 178
Mit Dornen iſt zum Quell 176
Mit einem Buche 115
Mitrennen aus Angſt 106
Mit ſchlimmſten Namen 139
Modern, ihr Kinderchen 147
Morgengrauen 130

Nach einer Aufführung 141
Napoleon war ein großer Erzieher 167
Nervenaufreibend iſt der 135
Nichts iſt anſteckender 127

Ohne bewußte Vorausſicht 127
Ohne Talent zur Liebenswürdigkeit 169
O ja, es gibt ein Mittel 106

Prinzeſſin von Banalien 145

Rom 77

Schillertag 173
Schutzengel. Von Slabek 121
Scribe ſagt 145

Seite

Seine Leidenschaften überwunden haben 114
Sich glücklich fühlen können 102
Sich verbeißen in seine Arbeit 106
So manches papierne Denkmal 156
So wenig ohne Fehl 143
St. Silgen 104

Talent ist Glück 113
Theaterdirektor und Dichter 146

Unserer Zunahme an Verstand 139
Unser Harzer 147

Verwöhnender als der 167
Viel getan haben 125
Vom Arzte und vom Lehrer 117
Von den Engländern 158
Von Euklid ist der Satz 166
Von so manchem Buche 105

Wachsen sollst du 147
Was du sagen willst 105
Was ist das für ein armes Leben 119
Was ist der Ruhm 117
Was man noch tun kann 156
Wenn die Leidenschaft räsoniert 115
Wenn du einer Familie 170
Wenn ich ein Brechmittel brauche 154
Wenn ich nicht schlafen kann 102
Wenn Ihr es doch glauben wolltet 127
Wenn Scarron sich in Geldnot befand 173

Seite

Werde ich das Ziel 120
Wer klug ist und stark 162
Wie schwer erträgt derjenige 123
Wie so manche Schriftstellerin 145
Wie vieles wurde nur aufgeschrieben 125
Wir Alten sind die Milden 169
Wir dürfen das Wort 132
Wir erhalten den Umgang 116
Wir erheben uns nie höher 99
Wir können es nicht lassen 171
Wir suchen gern unsere Abneigung 172
Wozu? Immer zu etwas 160

Zuhören können 119
Zur sechsten Auflage der „Božena“ 144
Zu viel Talent 114

Geleitwort 182

♥♥♥

Werke von
Marie von Ebner-Eschenbach
in Leinen-Einbänden.

Agave. 2. Auflage. Oktav. 6 Mark.

Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. 2. Auflage. Oktav. In zwei Bände gebunden 10 Mark.

Bertram Vogelweid. Erzählung. 3. Auflage. Oktav. 5 Mark.

Dorf- und Schloßgeschichten. 12. Aufl. Oktav. 5 Mark.

Neue Dorf- und Schloßgeschichten. 5. Auflage. Oktav. 5 Mark.

Drei Novellen. 4. Auflage. Oktav. 4 Mark.

Das Gemeindekind. Erzählung. 16. Auflage. 4 Mark.

Glaubenslos? Erzählung. 4. Auflage. Oktav. 4 Mark.

Aphorismen. 7. Auflage. Oktav. Doppelfarbiger Druck auf Büttenpapier. 6 Mark 50 Pf.

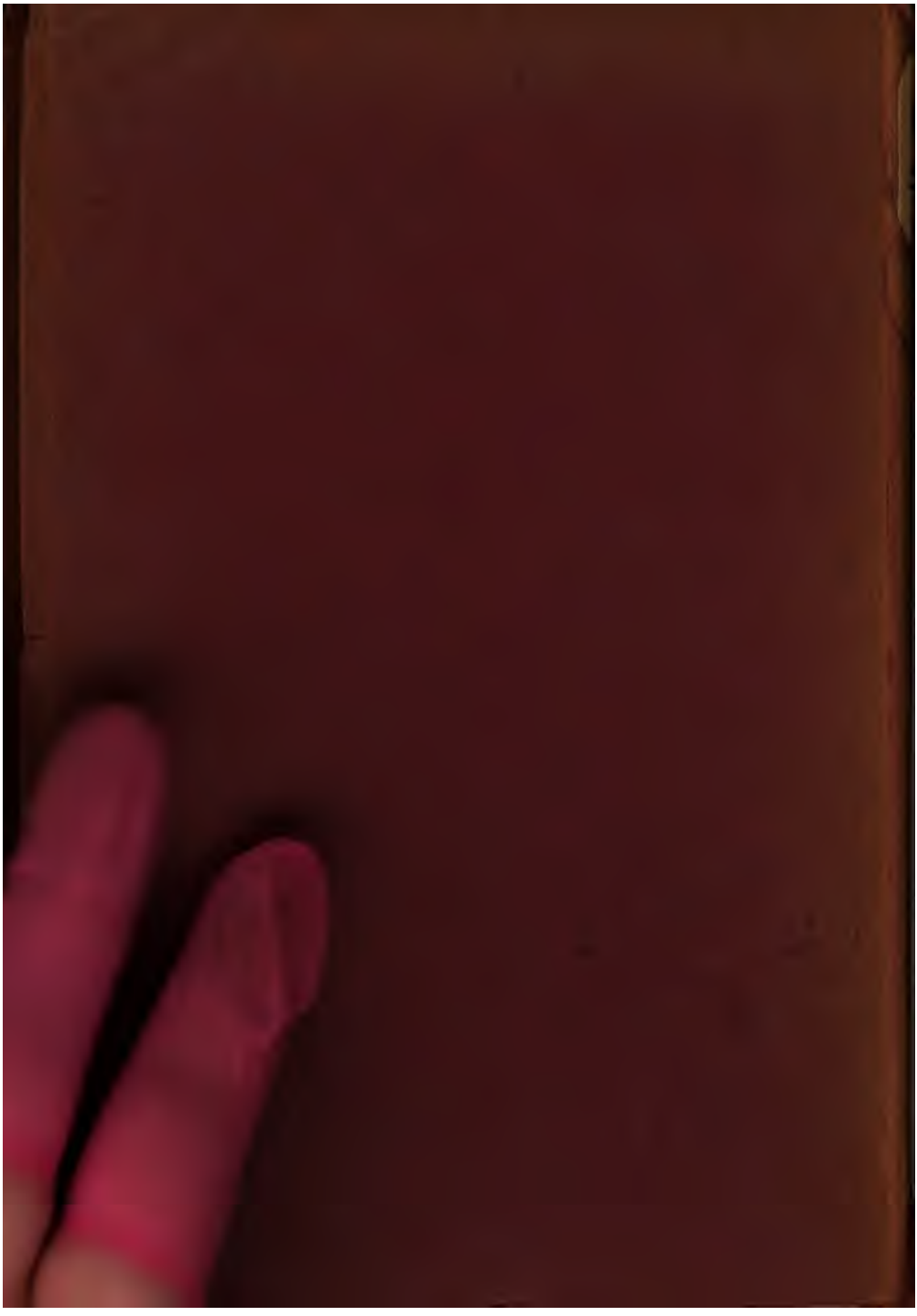
Zwei Komteſſen. 10. Auflage. Oktav. 5 Mark.

Ein kleiner Roman. 4. Auflage. Oktav. 4 Mark.

Neue Erzählungen. 4. Auflage. Oktav. 5 Mark.

Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 11. Auflage. Oktav. 5 Mark.

Altweibersommer. 2. Auflage. Oktav. 4 Mark.

Genrebilder. Erzählungen. 4. Auflage. Oktav. 6 Mark.

Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel) in Berlin.